830.8
J95
v.3

WILHELM VON SCHOLZ

Das Gerücht

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v.3

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUN -7 1958

L161—H41

DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 3
Wilhelm von Scholz

*

Wilhelm von Scholz

Das Gerücht

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Inhalt

Das Gerücht 5
Albrecht Dürers Erlebnis 20
Michelangelo und der Sklave 30
Das Inwendige 40
Das Glück des Sterbenden 50
Nachwort 61

Copyright 1924 by Walter Hädecke Verlag, Stuttgart
PRINTED IN GERMANY
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

J95
v.3

Das Gerücht

An den Nonen des Mai im 586. Jahre seit Gründung der Stadt, am frühen Nachmittag, gingen in einer der Straßen Roms drei junge Männer nach dem Amphitheater, um den Fechterspielen zuzusehen. Es war noch Zeit bis zum Anfang der Volksbelustigung. Sie schlenderten. Sie blieben ab und zu stehen, als ob ihr lebhaft geführtes Gespräch manchmal einen Augenblick des ruhenden Nachdenkens brauche, und setzten sich dann, immer eifrig weitersprechend, wieder in Bewegung. Sie redeten vom makedonischen Krieg, der damals in Rom alle Gemüter beschäftigte, der wie ein Alpdruck auf allem lag, weil er für die raschen sieggewohnten Römer schon zu lange dauerte. Viele Monate waren vergangen, ohne daß eine erfreuliche Nachricht gekommen war, und das Volk fing zu murren an. Das große Vertrauen, das man in den Konsul Ämilius Paullus, der den Feldzug gegen Perseus von Makedonien führte, erst gesetzt hatte, schwand mehr und mehr. Die allgemeine Stimmung war unbehaglich.

Aber die drei jungen Männer gaben dem in ihren Gesprächen keinen Ausdruck. Sie waren an eine besondere Frage des Krieges geraten, an die Gerüchte, die ununterbrochen auftauchten. Dazu hatte sie das neueste Gerücht, das vom Tode des Konsuls Ämilius Paullus zu erzählen wußte, veranlaßt. Sie schenkten dem keinen Glauben und unterhielten sich, davon angeregt, über alle die vielen unverbürgten Nachrichten, die ihnen seit Beginn des Krieges zu Ohren gekommen waren und sich nachher als bare Erfindungen herausgestellt hatten. Sie waren aber alle drei in einer griechischen Philosophenschule erzogen worden und hatten deshalb eine gewohnte Freude daran, jedes Thema gründlich und systematisch zu behandeln; so gingen sie der Entstehung der Gerüchte überhaupt forschend nach.

Einer von ihnen behauptete, die Gerüchte seien bewußte Lügen, Erfindungen von Leuten, die sich interessant machen wollten. Ein anderer widersprach dem und wollte jedem Gerücht einen wahren Kern lassen, der durch ungenaue Übermittlung, durch Mißverständnisse, schlechtes Zuhören und freilich auch durch die Sucht, Aufsehen zu machen, schließlich phantastisch und oft bis zur Unkenntlichkeit vergrößert weitergegeben werde. Der dritte erklärte die Gerüchte wie der erste als eitel Hirngespinst, wollte aber ihre Entstehung durchaus auf wiedererwachte Erzählungen aus früheren Kriegen zurückführen.

Sie ereiferten sich gerade über das Für und Wider dieser Meinungen, als ein älterer Mann von orientalischem und fast priesterlichem Aussehen, der ihnen unbemerkt schon eine geraume Zeit gefolgt war, sich ins Gespräch mischte und ihnen allen dreien widersprach. Es sei töricht, was sie über das Gerücht sag-

ten. Das Gerücht sei eine Gottheit, der man einen Altar weihen solle, um es gnädig zu stimmen; und als die darüber lachten, fuhr er mit mehr und mehr sich erhebender Stimme fort: Das Gerücht spreche auf seine freilich seltsame Weise lediglich die Wahrheit; es sei nur ihre eigene Unfähigkeit, die Sprache des Gerüchtes zu verstehen, schuld daran, daß sie zu so abgeschmackten Ansichten über die Äußerungen dieser Gottheit kämen. Wer die geheimnisvolle Bildersprache des Gerüchtes, die der der Orakel ähnele, manchmal aus den Wolken der Umhüllungen klar wie die Sonne hervorbräche und ganz bilderlos die Geschehnisse verbreite, recht verstände, dem würde alles Geschehende früher als den anderen Menschen bekannt, und er könne sein Leben mit Sicherheit danach einrichten. Er müsse freilich sein Ohr frühzeitig daran gewöhnen, jedes Wort, das auch nur von ungefähr vorüberhalle, zu hören; er müsse jedes Wort in sich aufnehmen und bedenken, müsse es gewissermaßen in die gewöhnliche Sprache übersetzen und dürfe im Warten auf die Bewährungen der Gerüchte nicht ungeduldig werden.

Wie man wohl diese Sprache lernen könne? fragte einer der drei.

„Je nun," sagte der Fremde, „man braucht einige Kenntnis des Lebens und der Menschen dazu. Man muß beobachtet haben, muß wissen, daß jede bedeutsame Tatsache, die dem Volke zu Ohren kommt, sein Gemüt aufregt, dichterisch, prophetisch macht, so daß sie sich in seiner Anschauung verwandelt, weiterentwickelt. Von Mund zu Ohr und von Ohr zu Mund geht alles der Zukunft zu, verirrt sich auch, verkleidet sich, nimmt auch wohl einmal alte, halbvergessene Erzählungen in sich auf — und bewahrt doch die zukunfttragende Wahrheit in sich."

Die Freunde erwiderten, daß zur Erkenntnis dieser Dinge wohl mehr als natürliche Fähigkeiten gehörten. Der Fremde, der stehengeblieben war, nickte.

„Ja," sagte er, „denn das alles ist nicht das Wesentliche, ist auch nur äußerlich wie jede gelernte Erkenntnis. Das Gerücht ist eine Gottheit, die ihre Priester und Propheten hat wie einst der delphische Apoll oder der Zeus zu Dodona. Nur wissen sie es selbst oft nicht, daß sie das sind und daß ihr Mund Orakelsprüche spendet. Sie erzählen Gerüchte, die ihnen zukommen, nach der Wahrheit zu weiter, sie dichten künftige Ereignisse hinzu, die wirklich kommen, sie übersetzen aus der Sprache des Gerüchtes in die Alltagssprache. Seht, wenn ein Gerücht nur lange genug wandert, wandert es der Wahrheit zu, an die es sich heranpirscht wie der Jäger an das Wild."

Diese orakelhaften Reden klangen den jungen Leuten erst so neu und befremdend, daß sie nichts zu erwidern wußten; bis einer von ihnen die Sache praktisch ergriff und den Fremden fragte, ob er wohl in Gerüchten den wahren Urgrund herausspüre, und als der sagte: „Manchmal, nicht immer", das Gerücht vom Tode des Ämilius Paullus, das in der Stadt herumgetragen wurde, erwähnte und ihn aufforderte, ihnen seine Meinung davon zu sagen.

Der Fremde, dem diese Nachricht anscheinend neu war, versank in Sinnen. Er schloß, indem er den Kopf aufwärts richtete, die Augen halb und schien nach innen zu sehen. Dann fragte er, wie Ämilius Paullus gestorben sein solle.

„Am Tage nach einem heftigen Kampfe, in welchem ihn, der sich selbst in die vordersten Fechterreihen geworfen, sein Sohn gerettet, habe er ruhend vor

seinem Zelt gestanden, sich plötzlich hoch aufgerichtet und sei dann, wie von innerlicher Schwäche angewandelt, wie in sich selbst erloschen, jäh zusammengestürzt. Über dem Umgesunkenen aber habe noch eine Zeitlang sein Bildschatten in der vorigen, hochaufgerichteten Haltung gestanden und sei dann in der Richtung nach Rom zu verschwunden, den Sohn zurückwinkend, der ihm erst habe folgen wollen, dann aber, als der Schatten zerging, zur Leiche des Vaters zurückgekehrt und dort geblieben sei."

„Sagt die Nachricht nichts vom Ausgang des vorhergegangenen Kampfes?"

„Nein."

„Sagt sie Tag und Stunde vom rätselhaften Tode des Ämilius Paullus?"

„Den Tag nicht. Wohl aber die Stunde. Es sei genau die Mittagstunde gewesen."

Darauf erwiderte der Fremde: „Ich kann euch auf eure Frage keine Antwort geben. Merkt aber in den nächsten Tagen wohl auf! Das Gerücht wird sie selbst geben."

Währenddessen waren sie nahe an den Zirkus herangekommen. Tubenbläser verkündeten den Beginn der Gladiatorenkämpfe. Der Alte, der stehenblieb, um sich von den jungen Leuten zu trennen und eine andere Richtung einzuschlagen, sagte noch: „Das Gerücht ist ein Kind des Schicksals und der unwissenden Ahnung. Beide Eltern leben in ihm fort. Denkt an den Tod des Quintus Metellus. Das Gerücht hatte ihn totgesagt, während er noch fröhlich lebte. Da befällt ihn der Drang, zu erfahren, was Rom von ihm rede; er schickt Horcher aus; und als sie spottend mit dem Gerücht von seinem Tode zurückkehren und er selber diese wunderliche Todesnachricht zu belachen anfängt, sinkt

er an einem Herzschlag dahin. Baut dem Gerücht einen Tempel!"

Damit ging er in eine Seitengasse, die vom Zirkus fort in die Richtung der Campagna führte und durch die jetzt viel Volk zu den Fechterspielen heranströmte. Die jungen Männer sahen ihm nach, wie seine hohe Gestalt in der Mitte der engen Straße sich durchs Gewühl wand und schließlich ihren Blicken entschwand. Dann betraten sie den Zirkus. Sie vergaßen unter Begrüßungen mit Freunden und Tändeleien mit einigen hübschen Flötenspielerinnen bald den Fremden, den sie scherzend den „Magier" nannten und für einen phantastischen Wirrkopf erklärten. —

Der ungeheure Steintrichter des Zirkus, der leer einem öden, ausgestorbenen, vorweltlichen Krater glich, leuchtete jetzt in allen seinen sich erweiternden Ringen von hellgewandeten Menschen. Trotz des Krieges und der allgemein bedrückten Stimmung des Volkes war kein Platz frei geblieben. Allmählich erst fand sich das Auge in dieser fast unübersehbaren Aufstaffelung von Menschen zurecht. Dann unterschied es in der Mitte, dem Haupteingang gegenüber, die Reihen des Senats und der hohen Staatsbeamten, tastete sich von dort weiter durch die Menge, bis es auf der einsamen, seltsam plastischen, über ihrem kurzen, harten Schatten inmitten der gerundeten Sandfläche klein in den Raum ragenden Fechtergruppe hängenblieb.

Stille wechselte mit wirrem Durcheinandersprechen und mit plötzlich irgendwo beginnenden, sich fortpflanzenden und schließlich über der Mitte der Arena zusammenschlagenden Rufen, Wogen von Ruf und Schall, ab, die dann wieder verebbten, daß manchmal eine einzelne Stimme zuletzt übrigblieb und sich zaghaft in die Helle und Weite des Riesenraumes verlor.

Wieder ist Stille: der Schwertkampf da unten, auf den aller Blicke gerichtet sind, zwischen den kleinen herkulischen Gestalten muß zur Entscheidung kommen. Die allgemeine Aufregung hält den Atem an. Auch die drei jungen Männer, die in mittlerer Höhe, schräg gegenüber den Sitzen des Senats, Plätze gefunden haben, starren über die Schultern der Vordermänner, über dies ganze zerfurchte Gewirr von vorgebeugten Köpfen, geraden und schiefen Schultern, rückgestützten oder zeigend vorgestreckten Armen, zwischen denen da und dort Stücke der dunklen, grauen Steinringe sichtbar werden, hinab; jetzt ganz von dem Augenblick gefesselt und mit keinem Gedanken mehr bei dem Magier, der sie herbegleitete. Die Freude an der Geschicklichkeit des Fechtens, an guten Hieben, wirksamer Abwehr, geschicktem Ausweichen und kühnen Vorstößen, die sie vor einer Viertelstunde noch beschäftigte und wie aus allen, so auch aus ihnen Beifallsrufe hervorlockte, ist ganz der elementaren, ungegliederten, zerrenden, grausam-wollüstigen Spannung auf das Ende, Sieg oder Unterliegen, den Tod des Niedergeworfenen, den Triumph des Siegers gewichen. Während sie eben noch wünschten, daß der Kampf der beiden ausgezeichneten Fechter nicht allzu rasch enden möge, dehnen sich ihnen jetzt, wo die Entscheidung unabwendbar hereindunkelt, die Augenblicke zu kaum ertragenen Ewigkeiten. Spannung preßt ihre vorgebeugte Brust. Niemand atmet. Und voll höchsten Unwillens wenden die drei — und die zwanzig, dreißig, die um sie sitzen — den Kopf einen Augenblick nach rechts, wo der Eintritt von der Treppe zu diesen Rängen sich befindet, weil dort ein störendes Gemurmel entsteht. Zischen und leise Rufe verweisen zur Ruhe und Aufmerksamkeit. Aber das Gemurmel ist stärker. Es hat

sich schon nach der anderen Seite des Ringes fortgesetzt. Es wächst. Es steigt an einer Stelle wie eine züngelnde Flamme die Reihen hinauf und läuft nun auch oben in den weiteren Umschwüngen um den Zirkus. Bei den drei jungen Leuten, die gar nicht fern von der Einbruchsstelle des Gemurmels sitzen, ist es noch nicht; als treibe es ein Wind nur nach drüben. Aber es hat einen heranreißenden Zug wie wehendes Feuer. Schon folgen ihm überall die Augen, wo die Ohren noch kein Wort unterscheiden können und nur ein Rauschen und Wirren hören, ein Summen und Surren, als ob gar keine Worte darin wären, sondern nur ein Schwirren stygischer Seelen. Dem Auge folgt der Leib. Mit Leuten auf den Bänken über und unter ihnen ist einer der drei jungen Männer aufgestanden, um am Eingang das zu hören, was ist. Aber an der Eintrittsstelle drängen sich die Menschen schon so, daß die letzten nur abgerissene Worte hören: „Pydna, Perseus von Makedonien, Amilius Paullus, Pydna, das feindliche Heer —" Und wieder wird das erregte Sprechen der Dazwischenstehenden so laut, daß hinten kein Wort zu verstehen ist.

Jetzt ist der weite Zirkus von dem immer lauter werdenden Gesumm erfaßt. Ganze Sitzreihen haben sich seitwärts zu einem Sprechenden gewendet. Dort redet eine über mehrere Bänke verteilte Gruppe heftig gestikulierend miteinander. Hier schreien sechs Leute von einem höher gelegenen Rang zu einem Aufgestandenen, der drei Ringe tiefer steht. Niemand beachtet das Daumenheben des am Boden liegenden Gladiators, der von dem lange zweifelnden Kameraden endlich den Gnadenstoß erhält. Während die Leiche und gleich nach ihr der ohnmächtig zusammenbrechende Sieger hinausgetragen werden, woran kein Blick der

Menge teilnimmt, mäßigt sich die schwirrende Unruhe etwas. Aller Blicke haben sich zu den prunkvollen Sitzen des Senats hinübergewendet. Nun ist die Nachricht dorthin gelangt. Nun wird man Näheres hören. Man beobachtet gespannt die Bewegung unter den Senatoren, ihr Hin- und Hergehen, ihr aufgeregtes Sprechen, das Forteilen einiger, die offenbar als Boten abgeschickt sind.

Da ertönt plötzlich und mit überschrillender Stimme, die in das anhaltende Lautgewirr wie in eine Stille hineinpeitscht, der Ruf: „Verkündet den Sieg laut, daß alle ihn hören!"

Nach diesem Ruf wird es fast augenblicklich totenstill in dem weiten Rund, daß man die Schaufel des Sklaven gehört, der den blutigen Sand wegschafft und die Kampfstelle wieder ebnet — daß der Sklave in seinem Tun innehält und nun auch zum Senat hinaufstarrt, stumpf, stier, ohne zu wissen, was vorgeht, aber mitgebannt in dem allgemeinen Bann.

Immer noch sieht man die Senatoren hin und her gehen, reden, beraten. Einer von ihnen tritt an die Schranke der Senatsplätze und spricht hinüber zu dem dahinter sitzenden Volk, von dem aus das Gemurmel an den Senat kam. Ein paar Reihen höher und tiefer hört man, was er fragt: er will wissen, woher die Nachricht gekommen ist, wer sie gebracht hat, ob sie verbürgt sei. —

Aber ehe er Antwort bekommt, hat die überschrillende Stimme noch einmal ihr „Ver — kün — det!" gerufen, das nun, nicht wie erst das Gemurmel, die Bänke entlang aufgenommen wird, sondern durch den Raum; das in sich kreuzenden Strahlen durch das Trichterrund fliegt und immer gewaltsamer, immer fordernder anwächst: „Ver — kün — det!!"

Beim Senat kämpft sichtlich die Furcht davor, etwas Unverbürgtes zu verkündigen, mit der anderen Furcht, nach einem so freudig erregten Moment die der Regierung längst bedrohliche Niedergeschlagenheit erneut aufkommen und womöglich in tätliche Unzufriedenheit übergehen zu lassen. Eine Gruppe hat sich im Senat gebildet, die einem großen, kräftigen Manne, der wohl die stärkste Lunge und Kehle hat, eifrig zuspricht und etwa sagen mag: es muß ja wahr sein. Verkünde!

Und nun werden mit Händen und Tüchern, von einem hohen Würdenträger mit seinem Amtsstab, von dem auf seinen Sitz gestiegenen Senator mit Gebärden Zeichen gegeben, daß gesprochen werden wird, daß man schweigen und hören soll. Langsam legt sich das groß aufgewachsene Stimmengewoge. Zuerst verschwinden die „Verkündet!"-Rufe, die immer wieder darin aufsprangen. Aber noch hat die Erregung einen auf und ab schwellenden Ton. Auch er legt sich allgemach. Reihenweis oder in fallenden Kreisschnitten bilden sich Inseln von Stille. Dann kommen noch einmal Rufe: „Ruhe!" „Hört zu!" Dann ist überall Stille.

Und in dieser Stille, in diesem riesigen Ohr, diesem ungeheuren horchenden Trichter, diesem Tausende fassenden Menschenkrater klingt die mächtige Bruststimme des großen Senators klein und dünn. Sie ist erst kaum verständlich. Aber dann stellt sie sich in den Raum ein und läßt die Worte ganz langsam, in großen Pausen, in ihn hinaus. Sie werden gehört: „Es — soll — ein — Sieg — über die — Makedonier — erfochten — sein. Perseus — geschlagen —"

Der Verkündende und die übrigen Senatoren sind einen Augenblick froh, daß da schon die Leidenschaft

der Menge in einem Jubelsturm ausbricht, ausrast, daß nicht noch mehr Unbestimmtes verkündet werden muß. Aber dann tut es ihnen gleich leid. Denn in diesem Augenblick betritt ein Bote, der Privatschreiber des durch Krankheit zu Hause gehaltenen zweiten Konsuls Publius Licinius Crassus, die Reihen des Senats und überbringt den Befehl, daß noch am selben Abend eine öffentliche Siegesfeier gehalten werden soll. Und dieser Befehl enthält alle Einzelheiten: Perseus von Makedonien sei von Ämilius Paullus bei Pydna geschlagen und gefangen, ebenso wie sein Bundesgenosse Genthios von Illyrien. Das feindliche Heer sei vernichtet. Freilich sei Ämilius verwundet. Von seinem Tode wußte der Bote nichts.

Während der Jubel im Zirkus andauert, doch schon zahlreiche Leute hinaus und in die Stadt eilen, die Siegesnachricht zu verbreiten, und das nächste Kämpferpaar, das inzwischen die Arena betrat, zweifelnd in den allgemeinen Aufruhr und Aufbruch blickt, fertigt der Sekretär des Senats die Anordnungen für die Siegesfeier aus. —

Die froh erregte Menge wogt durch die Straßen, die Dämmerung erwartend, in der das Jubelfest mit leuchtenden Fanalen, mit Musik in den Schenken, Tanz und Gesang beginnen und dann mit den vom Tage abgewendeten Seelen in die Nacht wachsen soll. Das gesteigerte Reden und Sprechen, das Durcheinanderlaufen der vielen Menschen klingt wie das Summen eines Bienenvolkes zwischen den Steinwänden der Straßen auf.

Währenddessen sind einige der vornehmsten Senatoren in den Palast des kranken Konsuls gegangen und können ihm, der durch einen Unterbeamten die schon im Zirkus bekanntgegebene Meldung von den

Einzelheiten des Sieges bei Pydna mit dem Zusatz erhalten hatte, das Schreiben werde gleich hier sein — können ihm von dem, was sie auf dem Wege gehört, mitteilen, wie die Nachricht in die Stadt gekommen ist: ein staubbedeckter Reiter ist durch das nördliche Tor in die Stadt gesprengt, einen Lorbeerzweig in der Hand schwenkend und jedem Begegnenden die Siegesnachricht zurufend. Sie haben sogar erfahren, daß sich dabei ein Unfall ereignet hat: nahe am Tor hat der Reiter ein unvorsichtiges Kind, das über die Straße lief, überritten, wobei es den Arm brach.

Der gichtkranke Crassus, der mit seinem Amtsgenossen, dem pydnäischen Sieger, nicht im besten Einvernehmen steht, hat ohne ein Zeichen anderer Bewegung als dem quälender Gichtschmerzen zugehört und verlangt nach einem Schweigen, daß der Botenreiter, von dem er erst jetzt erfährt, mitsamt dem Schreiben, das nun wohl da sein müsse, vor ihn gebracht werde. Man schickt einen Sklaven hinaus. Es dauert mehr als eine Viertelstunde, die mit Gesprächen über die politischen Folgen des Sieges ausgefüllt wird. Der Konsul wird ungeduldig, seine Schmerzen mehren sich, er sendet einen zweiten Sklaven — da kehrt der erste mit der Meldung zurück, niemand wisse, wo der Reiter sei, niemand von den Beamten habe ihn gesehen. Der Konsul wird zornig und läßt den Unterbeamten, dessen Meldung er sich durch seinen Arzt hatte ans Krankenbett bringen lassen, hereinrufen. Er kommt: ein lahmer Legionär habe ihm die Sache hastig an der Pforte berichtet und sei gleich mit seiner Nachricht weitergehumpelt. Der Konsul und die Senatoren werden unruhig und senden Boten an alle amtlichen Stellen, an die nördliche Torwache, die Tempel, um endlich etwas Greifbares zu erhalten.

Lange Stunden vergehen, während ein Bote nach dem andern ohne Ergebnis zurückkehrt; nur wissen sie zu berichten, daß man in der feiernden Menge bereits erfahren habe, daß der Reiter nicht aufgefunden werden könne und daß die allgemeine Freude in Betretenheit übergehe. Auch im Volke suche man bereits nach dem Reiter. Jeder wisse alle Einzelheiten seines Eintritts, aber keiner habe ihn gesehen. Ein Senator, der auf das Dach des Hauses gestiegen war, zu dem noch vor einer Stunde der frohe Lärm der Stadt heraufscholl, bestätigt es: die Stadt wird still — wird still zu einer Stunde, wo sonst bei Festen die Ausgelassenheit erst recht zu ihrer Höhe anschwoll. Die Freudenfeuer verlöschen, Gesang und Musik verklingen, brechen ab. Als gegen Mitternacht auch noch die letzte Hoffnung: daß man das verletzte Kind werde feststellen können, aufgegeben werden muß, ist die Überzeugung nicht mehr zu unterdrücken, daß Volk und Senat einem der ganz unkontrollierbaren Kriegsgerüchte oder einem bewußten Betruge zum Opfer gefallen sind, daß gar nichts an der Sache wahr ist. —

Gegen den grauenden Morgen werden die Senatoren von ihren fackeltragenden Sklaven nach Hause geleitet. Die Stadt ist tot und still. Tiefere Niedergeschlagenheit als seit Monden lagert nach dem kurzen trügerischen Rausch über Rom.

Etwa drei Wochen später, an den Calenden des Junius, haben sich die drei jungen Leute, die damals zu den Fechterspielen gingen, wieder einmal zusammengefunden. Sie sitzen vor einer Taverne am nördlichen Tor. Sie waren in den Tagen, seit das Gerücht von Pydna auftauchte, recht mitten im Strudel der politischen Stimmungen, Meinungen, Reden und Machenschaften, nahmen lebhaft an allem teil, an Jubel und

Niedergeschlagenheit, und dachten nicht mehr an den „Magier", über dessen orakelhafte Reden sie kaum noch zu Beginn der allgemeinen Aufregung durch das Gerücht als über leeres Geschwätz gesprochen hatten. Jetzt, nachdem das Leben der Stadt allmählich aus Erregung und aus Niedergeschlagenheit in die alten alltäglichen Bahnen eingemündet ist, fällt er ihnen, wie sie auf diese Wochen zurückblicken, wieder von neuem ein. Sie lachen über ihn. Aber noch ehe ihr Lachen verhallt ist, taucht er drüben über der Straße auf. Sie wollen ihn anrufen, einer der drei hebt, ihm zuwinkend, den Becher und vergießt eine kleine Libation mit dem lauten spöttischen Wort: „Der Gottheit Gerücht —", da hören sie einen raschen Hufschlag, sehen ein Kind einen Ball werfen und ihm nach auf die Mitte der Straße laufen, wollen ihm „Zurück!" zuschreien, da der hallende Hufschlag nun als ein staubbedeckter Reiter durchs Tor hereinjagt, bringen ihren Ruf nicht mehr heraus, das Pferd hat den Jungen schon umgeworfen und ist über ihn hinweggegangen. Indes sie hinzuspringen, hält der Reiter einen Augenblick, sich mit einem mitleidigen Achselzucken zurückwendend. Sie sehen einen Lorbeerzweig in seiner Hand, mit dem er die Fliegen verscheucht, sehen an Helm, Schild und Schwert, daß er dem kämpfenden Heere angehört; und indessen die hergelaufenen Eltern sich um den blutenden Jungen bemühen, ruft der Reiter: „Sorgt ihr für das Kind! Ich muß weiter. Wir haben bei Pydna über Perseus von Makedonien gesiegt. Der Krieg ist aus. Ämilius Paullus bringt den Makedonier im Triumph."

„Ämilius Paullus lebt?" fragt der Magier, der von der anderen Straßenseite herangetreten ist.

„Ja. Doch sein Sohn ist gefallen."

„Wann ſiegtet ihr?“ fragt der Magier weiter den Fortdrängenden, während die drei erſtaunt aufhorchen.

„Vor drei Wochen, genau an den Nonen des Mai!“ ruft der Reiter zurück, der ſein Pferd ſchon ſpornt und, den Lorbeerzweig als Gerte benutzend, nach Rom hineinjagt.

Albrecht Dürers Erlebnis

Es war ein heller Herbstsonntag, an dem der Meister Albrecht Dürer in Nürnberg, besonders froh und rein gestimmt, fast feiernd, die Nachmittagsstunden um sich vergehen ließ. Eine Post aus Italien war angelangt, die ihm aufs neue seinen dort wachsenden Ruhm, die verehrende Anerkennung der großen Meister jenseits der Alpen bestätigte: daß ihn warmes und schwelgendes Erinnern an Venedig überkam und an das Land, das nun für sein übriges Leben nur noch innerlich in ihm sein würde. Klares, goldenes, dankbares Lebensherbstgefühl war wie Zaubernebel aus seinen Künstlererinnerungen aufgestiegen und umhüllte ihn lange. Am Vormittag, den er arbeitend an einer Kupferplatte verbracht, hatte er zwei neue schöne und ehrende Aufträge erhalten, die ihm mit besonders schmeichelhaften Worten vom Rate der Vaterstadt überbracht wurden. Und noch nicht zum Firnissen trocken genug, für ihn noch strahlend von der seelischen Wärme, dem geistigen Licht, die jeder Meister eine Zeitlang nach der Vollendung aus seinem Werke

kommen fühlt und sieht, von dem unirdischen Nachleuchten der Schöpfung selbst, das seinem Auge später in das Werk zurückschwindet, um dessen stille und dauernde Seele zu werden — stand in seiner Werkstatt auf der Staffelei eins seiner herrlichsten Gemälde, dessen Größe er selber demütig-stolz fühlte, das Allerheiligenbild für Wien.

Seit er in diesem Überschwang, den Schaffenskraft und -freude in der beginnenden Vollendung annehmen — wenn die gespenstisch-göttliche, aus überwundenen Qualen, verebbter Unrast, aus Wirrnis bedrängender Fülle und dem Aufruhr lähmender Leidenschaft endlich geborene letzte Leichtigkeit die Hand überkommt; seit er in diesem Überschwang sein Künstlerzeichen auf die fertige Tafel gesetzt, lebte die Schöpferarbeit noch um ihn, wie ein schöner Nachttraum beseligend durch die wachen Stunden mit uns geht. Daraus kam ihm der seltene Friede seiner Tage, der ihn dann für kurze Zeit aus dem ehernen Zwang des Schaffens in die heitere Freiheit des Ausruhens, aus der Kälte erstiegener eisiger Höhen in die behagliche Wärme der Niederung, aus dem Großen in das lang versäumte Kleine entließ, das jedem deutschen Meister genau so voll ewigen Lebens ist wie das Große und von ihm gestaltet sein will; nach dem er manchmal sehnsüchtig aus den Himmelswolken hinabgeschaut, wenn ihn der Genius emporriß, wie der Knabe von der Schulbank nach dem Spiel- und Tummelplatz unter der Linde.

Wie behaglich-ruhig, sich in die kleinsten Einzelheiten verlierend, konnte der Meister jetzt, nach der Vollendung des gewaltigen Bildes, wieder mit dem Silberstift zeichnen, mit dem Stichel die Platte ritzen; wie lebendig-liebend sah er wieder die Tiere, die täglichen Geräte, den Grashalm, das gerippte Blatt am

Baum! Er war recht ein beschaulicher Hieronymus im Gehäus, und das Gesicht dieses Blattes mag damals in ihm entstanden sein, wenn er es auch erst Jahre später ausführte.

An diesem Sonntag war der Meister bald nach dem einfachen Mittagsmahl aus der Tür seines stattlichen Hauses getreten, hatte mit behaglichem Stolz, wie er die Straße zum Tiergärtnertor hinaufschritt — das unter den Burgbefestigungen und dann über eine Grabenbrücke weg ins freie Land hinausführt — sich noch einmal umgewandt und sein Haus vom runden Eckpfeiler unten bis zu dem Walmdach und dem gegiebelten Dacherker, oben stehenbleibend, betrachtet, war dann in den sonnigstillen, warmen Herbstnachmittag geschritten, abseits von den sonntäglich geputzten Menschen, zwischen Gärten mit den hohen bunten, gelben, blauen, roten Bauernblumen, die er lange liebevoll ansah, zwischen Wiesen mit beladenen Obstbäumen, bis er an den sich schon leicht verfärbenden Wald kam. Dort hatte er auf einem Stein gerastet und nach der Stadt zurückgeschaut, die in Septembersonne und Herbstduft dalag, ließ sich dann von Gedanken an seine Erfolge und neue Arbeiten, von lieblichen Landschaftsgefühlen und inneren Gesichten, die ganz ungerufen kamen, am Wald hin ein Stück Weges weiterführen; und während er es lange mied, aus der späten Jahres- und Tageshelle in das Walddunkel einzutreten, hatte ihn endlich ein stiller, fast schwarzer Tannendom doch in sein Kirchendunkel hineingelockt, und andächtig hatte Dürer eine Zeitlang zwischen den Baumsäulen gestanden und darüber nachgedacht, wie hier das Schöpfungsmodell der hohen gotischen Dome vor ihm stand. Er sah in dem schwarzgrünen Hallenraum in das Gewölbe der Wipfel hin-

auf und bewunderte die maßstabloſe Kunſt des ewigen Baumeiſters.

Erſt als der Schatten ſeines Waldes ſchon langhin über die abgeernteten Stoppeläcker und die Wieſen ſich breitete, nur fern drüben noch mattes Licht der tiefen Sonne lag und hoch über dem herbſtlichen Nebeldunſt, der die Erde einzuhüllen begann, oben, wenn er den Blick am Waldrand hinaufſandte, ſchon die blaue Klarheit des beginnenden Abends ſtand, war er umgekehrt, ſo daß ihm das Veſperläuten auf halbem Heimweg entgegenkam.

Als er wieder in ſeine Haustür trat, ſagte ihm die Magd, daß ein Beſuch auf ihn warte. Dieſe Nachricht freute ihn, obſchon er noch nicht wußte, wen er oben finden würde. Aber der Tag hatte ihm, von außen und innen, ſo viel Gutes gebracht, daß es ihn faſt dünkte, er würde ſich nun noch durch etwas Beſonderes krönen. Auch war ſeine urſprüngliche Abſicht, an dieſem Abend noch etwas über die Proportionen des menſchlichen Körpers aufzuſchreiben, was er ſchon lange im Sinne trug, nicht gar ſo feſt, mehr um der nötigen Beſchäftigung willen dageweſen, daß er ſie nicht leichtlich und gerne um ein Glas Wein, mit einem guten Geſellen getrunken, aufgegeben hätte.

Er fand einen biederen unterſetzten Mann etwa ſeines eigenen Alters, den er nicht kannte, und der ſich ihm erſt als einſtigen Mitſchüler in der Werkſtatt des Meiſters Michael Wolgemut nennen mußte, ehe in Dürer die verblaßte Erinnerung erwachte und allmählich Farbe gewann. Das war nicht verwunderlich, denn er hatte von dem guten Wendelin Hemmerle, ſeit der, etwas früher als Dürer, die Werkſtatt des Meiſters Wolgemut verließ und auf die Wanderung ging, nie wieder etwas gehört, auch ſeiner nicht weiter

gedacht, da der Hemmerle damals kein besonderes Talent zu sein schien, auch nicht als Mensch und Mitgeselle zu dem etwas älteren Dürer in nähere Beziehung getreten war. Bei dem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen des Hemmerle hatte es Dürer damals auch nicht bemerken können und gewiß keinen Augenblick gedacht, daß der stille Mitgeselle zu ihm mit einer Art von abgöttischer Liebe und Verehrung aufschaute und Dürers Bild, das anmutige, lockenumrahmte, längliche und ein klein wenig eitle Gesicht, die Erinnerung an ihn und die seltenen Worte, die sie gewechselt, wie einen unzerstörbaren Besitz fürs Leben mitnahm.

Wie es aber so geht, daß Menschen, die ihr Leben lang eine Verehrung und Liebe tragen, die sie nie dem Abgott ihres Herzens auch nur anzudeuten gewagt, als es noch Zeit war, seine Gegenliebe zu gewinnen, schließlich, wenn ihr Dasein seinen Weg beendet hat, gewissermaßen nur noch nachfließt und sich still wiederholt, plötzlich das Bedürfnis fühlen, das Geheimnis ihrer Seele nachträglich einmal auszusprechen und wie eine Erinnerung lebendig werden zu lassen, so war es auch mit dem Wendelin Hemmerle geschehen. Als er längst die Malerei aufgegeben und durch die Heirat mit einer Gastwirtstochter selbst als Gastwirt zu Würzburg seßhaft geworden war, hatte ihn der immer wachsende Ruhm seines einstigen Mitgesellen schließlich nicht mehr ruhen lassen, daß er sich eines schönen Tages aufmachte und nach Nürnberg fuhr, um ihm zu sagen, wie er ihn von jenen frühen Tagen her geliebt und verehrt, wie er alle Nachrichten von ihm, die in die Welt drangen, mit Begierde gehört, auch, was er nur immer an Werken seiner Hand, Gemälden und fliegenden Blättern und Bilderfolgen, habe

erreichen können, so recht innig betrachtet und sich zu eigen gemacht; und wie er nun als ein alter Spießbürger, dessen Leben längst in bescheidene Unberühmtheit versunken und in seinen Hafen eingelaufen sei, in Hoffnung freundlicher Verzeihung für seine Anmaßung und in Erinnerung an alte Gesellschaft es gewagt habe, den hochberühmten Meister aufzusuchen.

Er kam auch dazu, dies alles — wiewohl stockend und von dem innerlich bewegten Dürer des öfteren sanft an der Hand gefaßt und ob zu großer Worte freundlich getadelt — vorzubringen, wobei ihm war, als sei dies der schönste Tag seines Lebens und ihm vom Schicksal recht weise auf die letzte Zeit aufgespart, wo die Genüsse des Daseins nur noch spärlich und kärglich fließen. Und er war überglücklich, daß seine Worte sichtlich das Gemüt des Meisters rührten und dieser freudig errötete, ihm herzlich die Hand drückte, ihm sagte, dies Wiedersehen und was er da erzählt, mache ihm mehr Freude als alle die Ehrungen der gekrönten Häupter und städtischen großen Herren, die ihm, Dürer, widerfahren, und nun schon lange mit Dürer beim Weine saß.

Dürer war auch erst, wie es der Wendelin Hemmerle richtig empfand, all dies Lob und diese Verehrung eine rechte stolze Freude und eine wohlgefühlte Schmeichelei seiner unschuldigen, kindlichen, verborgenen Künstlereitelkeit und schien ihm — weil das andere, Greifbarere, was der Tag gebracht, ja auch noch da war — eine Zeitlang wirklich als die abendliche Krönung alles Guten, was gekommen. Aber dann erwuchs ihm aus diesem Besuche noch ein ganz anderes, neues und seltsames Erlebnis, das ihn lange nachher beschäftigte und aus seinem späteren Lebensgefühl nie mehr wich.

Wie Dürer den halb vergessenen und jetzt stark gealterten, der Welt, in der er, der Meister, lebte, ganz unbekannten einstigen Jugend- und Kunstgenossen, der zu ihm sprach, ansah, da flog es mit einem Gefühl von Dankbarkeit, nicht von Überhebung, aber von freudigem Stolze, durch seinen Sinn, wie anders sein eigenes Leben aufwärts gegangen sei, wie er selber ein großer Maler und sein Name berühmt geworden, und wie er nach seinem Tode unvergessen und geehrt bleiben werde, und die Arbeiten seiner Hand noch nach Jahrhunderten begehrt und bewundert — all das, was der Hemmerle unbeholfen und stockend gesagt, was aber nun nachträglich erst ganz zu seinem Bewußtsein kam, als er den anderen auch um sein Leben fragte, das still ins Alltägliche eingegangen war. Soviel wußte er schon aus den Worten des Würzburger Gastwirts; das konnte ja auch nicht anders sein, da er sonst von ihm gehört und erfahren haben würde.

Da erzählte nun der Hemmerle einen bescheidenen, stillen, alltäglichen Lebenslauf, dem es, trotz des einen großen Verzichts auf die Kunst, doch nicht an Glück gefehlt hatte, in dem eine geliebte Frau und liebe Kinder waren und manches durchwanderte Land, Flüsse, Seen, Gebirge unter dem ewigen Himmel mit Sonne und Wolken; der auch von Leid heimgesucht war, von Krankheit und Todesfällen, sich aber nach jeder Niederbeugung immer wieder durch freudige Arbeit und Tätigkeit aufrichtete; der ganz erfüllt und beseelt war von dem, was alle erleben, der zu bescheidenem, auskömmlichem Wohlstand inmitten guter Freunde und Nachbarn geführt hatte und nun für die letzte Dauer dieses Erdendaseins eingemündet war in ein behagliches, altes Haus und einen kleinen Garten am strö-

menden Main und in den stillen Altersfrieden des nicht mehr ringenden Überwundenhabens.

Während dieser lebhaft vorgebrachten Erzählung, die viel weniger stockend vonstatten ging als die wohleinstudierte Lobrede und das Geständnis der verjährten Jugendliebe und -verehrung, ward es Dürer immer mehr zumute, als sei er, der reiche, große, berühmte Meister, er, der Unsterbliche, viel ärmer und von den wahren Gütern des Lebens viel abgetrennter als dieser schlichte Mann, mit dem all sein Erleben, Denken und Tun zu Grabe gehen, an den mit innerlicher Nähe vielleicht noch ein paar Jahre eine alternde, einsame Witwe denken würde, und dessen Kinder nach rasch überwundenem Schmerz vielleicht erst dann seiner mit Rührung sich erinnern würden, wenn sie, selbst alt geworden, plötzlich sein gealtertes Auge im Herzen wiedersehen müßten. Eine stille Demut stieg in Dürer auf vor diesem Manne, den er dem Wesen alles Irdischen, der Vergänglichkeit, soviel näher fühlte als sich selber. Ruhm und Ehre schienen ihm so nichtig neben diesem einen, das der andere hatte: freudige Vergänglichkeit. Das Schaffen wohl, das schien ihm auch jetzt, das sei ein Glück und eine Gnade — obwohl es ihn mehr als die Hälfte seines Lebens vom Dasein abgezogen hatte, daß er in ihm das kostbare Gut, die Zeit, nicht mehr hatte verfließen fühlen und sie hatte unangesehen hinschwinden lassen, die nun unwiederbringlich vorüber war. Aber hatte ihn das Schaffen nicht in Abhängigkeit von den Menschen gebracht, deren Lob er brauchte, nach deren Sinn und Aufträgen er schaffen mußte, deren kleinliche Mängel und Schwächen er kannte, die er als Menge verachtete und die doch gerade als die ruhmschaffende, ruhmtragende Menge seine Herren waren? Aber das war es nicht

so sehr! Das andere war es, das immer wieder hochkam: daß er mehr als die Hälfte seines Lebens nicht selbst gelebt, sondern daraus ein Leben für die anderen geschaffen hatte, das nach ihm sein würde, wenn er keinen Teil mehr hätte daran, das er sich und der Vergänglichkeit entzogen, ertötet, ausgelöscht, in stumme Bilder und Zeichenblätter verwandelt hatte, statt es ganz nur in sich zu trinken als Leben und Wirklichkeit. Melancholia sah ihn an mit tiefem Auge. Er beneidete fast den anderen um den Verzicht auf die Kunst, an den der Gedanke ihn gerade im Gegensatz zu dem einstigen Mitgesellen erst so stolz und froh seines Werkes bewußt gemacht hatte. Er vergaß ganz, daß auch er ein volles Leben mit Glück, Leid, Liebe und Arbeit gelebt und genossen hatte, daß auch mit ihm die Unendlichkeit, die seine Brust erfüllte, ins Grab gehen und vergessen werden würde, daß auch er vergänglich sei wie der andere, trotz aller erhofften und erträumten Unsterblichkeit. Er beneidete den anderen um die nähere vollere Vergänglichkeit wie um das höchste irdische und menschliche Gut, das er, ohne seinen Wert zu ahnen, früh in seinem Ehrgeiz als unnütz von sich geworfen hatte, und das er nun, da sein alterndes Leben anfing, sich danach zu sehnen, und er es als die tiefste Versöhnung mit dem Los alles Menschlichen recht empfinden und in sein Herz ziehen wollte, in den Händen des anderen sehen mußte und selbst nicht mehr erlangen konnte, weil er sich in seiner Torheit über die Grenzen des Alltäglichen, Ewigen erhoben hatte.

Dieses Erlebnis war die Krönung jenes Herbsttages für Albrecht Dürer; bitterer vielleicht, als er sie erwartet hatte, aber auch tiefer und fruchtbarer. Trotz aller Ungerechtigkeit gegen sein Leben und Schaffen,

mit dem es ihn im Augenblick der Erschütterung täuschte, ward es ihm, als er sich wie natürlich am nächsten Tage wieder ganz auf sein Wesen gesammelt hatte, zum dauernden Besitz. Es führte ihn, indem es ihn das Vergängliche noch tiefer lieben, ja ersehnen lehrte, zur höchsten Stufe seiner Kunst, zum Unvergänglichsten, das er geschaffen.

Innig umarmte er den alten Jugendgenossen, als der um Mitternacht das Haus verließ, unten am Tor. Und es ist nicht zu sagen, wer von den beiden in diesem Augenblick mehr Demut vor dem anderen empfand.

Michelangelo und der Sklave

Michelangelo war als Knabe trotz oder vielleicht auch gerade wegen seines unschönen, fast häßlichen Äußeren eitel und viel mit der eigenen Person beschäftigt, stand oft vor dem Spiegel, um an seinem Anzug zu bessern, oder betrachtete sich, wenn er einmal übernächtig und blaß aussah, auch ängstlich und hypochondrisch. Da hatte sein Vater den Spiegel aus der Kammer des Jungen entfernt. Das mag den angehenden Künstler erst verdrossen und recht zum Ungehorsam gereizt haben, war aber allmählich zu einem fast abergläubischen Zwang für ihn geworden, den er nur die wenigen Male überwand, wo er sein eigenes Bildnis schuf, fast mit Widerwillen schuf. Das In-den-Spiegel-Sehen hatte sich für ihn mit einem Gefühl des Beengt- und Beschränktseins verbunden; er wurde an die Grenzen alles Menschlichen erinnert, an sich und sein irdisches Ich, dem er so gern in die Unendlichkeit seiner Visionen entfloh. Er wollte nicht er sein, sondern an seinem Werk. —

Die frühe Maßregel des Vaters hatte er längst vergessen, als ihn etwa zu Beginn seiner letzten Schaffens-

zeit ein Zufall daran erinnerte und er noch einmal eine Nutznießung daraus zog.

Auch für Michelangelo gab es leere und unfruchtbare Zeiten — so wenig faßbar das auch bei der Überzahl gewaltiger Werke, die er der Nachwelt überließ, erscheinen mag —, Zeiten, in denen die schöpferische innere Anschauung, die Gestaltungskraft seines Auges und seiner Hand ihn vorübergehend verließen, in denen er ein alltäglicher Mensch war und nur das Vergängliche in sich fühlte. Dann war er in sich gekehrt, mürrisch, verdrossen; oder er suchte Freunde, vergaß bei Gelagen und in erzwungener Lustigkeit die marternde Unkraft — bis er oft mitten im Gewoge eines Festes, einer Trinkerei die Schwinge des nahenden Gottes rauschen fühlte, aufsprang, lauschte — und schon einsam in der Nacht irgendwo auf der Gasse stand, an einer Vision formend und gestaltend, die allein wirklich war, während vor dem Erwachten das Fest, dessen froher Lärm noch von fern herüberscholl, wie ein Traum in seine eigene, sich schließende Tiefe entwich. Auch kam es vor, daß er, der eben noch wortkarg und unwirsch vor sich hin starrte und den Fragen eines Gesellen kaum Antwort gab, im nächsten Augenblick denselben Mann vor Freude an den Schultern schüttelte, weil da gerade die innere Quelle nach dem Aussetzen doppelt voll wieder zu strömen begann.

Der Anfang des drückenden Zustandes in seiner Seele, der so plötzlich von ihm weichen konnte, war fast immer ein allmählicher, und es dauerte manchmal Tage, bis der Meister begriff, woran er war, und mißmutig die letzten Griffe an der Arbeit wieder zerstörte, um nach weiteren qualvollen Versuchen erst einmal Hammer und Meißel, Kohle und Stift, Ring und Modellierholz hinzuwerfen.

„Das ist's, daß ich mich, so alt ich bin, noch immer nicht kennengelernt habe, mich immer wieder über meine Schaffenszustände täusche und verführen lasse, mühselig zu ringen, statt einfach zu warten. Und doch ist das vielleicht gerade die Weisheit meiner Natur. Dies unabläßige qualvolle Ringen, das mir so vergeblich und unfruchtbar scheint, das schafft vielleicht am meisten und bereitet die Werke in der Dunkelheit."

An einem solchen Abend stand er unfroh und ermüdet in seiner Werkstatt. Die Gesellen und Schüler waren schon heimgegangen. Er hatte zu nichts rechte Lust, weder zu bleiben noch fortzugehen, weder allein zu sein noch Freunde aufzusuchen, weder zu lesen noch in einem leidenschaftlichen Sonett zu klagen. Und die geliebte und verehrte Frau, zu der er oft schon in solchen Stunden geflüchtet war, deren Blick und Wort dem Unmutigen wenigstens das von der Unlustwelle mit fortgeschwemmte vergangene Werk manchmal wiederzuschenken vermochte, war schon so lange tot, daß ein Hügel stillen Vergessens sie übergrünte. So stand der Meister unschlüssig säumend in seiner Werkstatt, sah mit unstetem Blick auf die Werke seiner Hand, die wie ein versteinertes Geschlecht von Riesen an den Wänden der hohen und weiten Halle standen, schüttelte mehrmals den Kopf, drohte selbst einer und der anderen Figur mit der geballten Faust und wußte doch nicht, warum ihn diese fertigen Arbeiten, an deren Güte und Vollendung er nicht zweifeln konnte, so innerlich kränkten und demütigten, daß er ganz voll Zornes auf sie wurde.

Schließlich trat er an den Tonbottich und starrte auf die unregelmäßige Oberfläche der fetten grauen Lehmerde, in der Einstiche der Kelle waren und Ab-

drücke der Hände, die hineingegriffen hatten. Die verwühlten, verwischten Handspuren fesselten ihn je länger, je mehr. Irgendeine weite und fast noch gestaltlose Vision erfüllte ihn: von dem Leben, das in der Erde langsam versteinernde Spuren hinterläßt, aus denen es noch redet, wenn es längst schon verging. Er sah an den Fingerzügen im Ton den festen Griff der breiten Gesellenhand vor sich, fühlte ihn fast in den Muskeln seines rechten Armes und fühlte weiter: überall auf der Erde das absichtslose Spureneinprägen der Form des Lebendigen. Er sah eine wilde Gestaltenfülle, die Himmel und Erde drängend zu verdecken schien, wie die große malerische Erscheinung eines Jüngsten Gerichts, bei dem aus den Spuren der Leib sich erhebt, der sie in den Boden drückte — und stampfte mit dem Fuße auf. Denn das war ihm das Ärgerlichste, wenn eine seiner Betätigungen, die er für nebensächlich nahm, wie die Malerei, solch eine Stunde der Unfruchtbarkeit nützte, um sich ihm vor die geliebte Bildhauerei zu drängen und ihn von den hart gestalteten Körpern mit leeren Vorspiegelungen wegzulocken. —

In dem Augenblicke, in dem er aufstampfte, betraten zwei vornehme Fremde die Werkstatt, sahen sich um, bemerkten ihn in seiner Ecke und fragten ihn, den sie offenbar für einen Gesellen hielten, ob Meister Buonarroti anwesend sei. Er wollte den Unwillkommenen erst grob die Tür weisen, wie das so manchmal seine Art war. Dann aber besann er sich und sagte: „Nein. Der Meister ist schon vor einer Stunde fortgegangen." Er wendete sich um, beschäftigte sich am Bottich und wartete, daß die Besucher gehen würden. Aber sie gingen nicht. Ohne im mindesten mehr Notiz von ihm zu nehmen, wandten sie sich ins Innere

der Werkstatt und fingen an, die einzelnen Arbeiten sorgfältig zu betrachten und ihre lobenden oder tadelnden Bemerkungen darüber zu machen. Das hätte den Meister beinahe noch dazu gebracht, sie, wenn auch ohne ihren Irrtum aufzuklären und in der angenommenen Rolle eines Gesellen bleibend, hinauszuweisen. Aber wie er ihnen nachging, um ihnen zu sagen, er müsse die Werkstatt jetzt zuschließen und wolle fortgehen, hörte er den älteren der beiden Männer vor einer der berühmten Sklavengestalten, deren Modell in der Halle stand, begeistert ausrufen: „Hier, Freund, habt Ihr in einem Werk das ganze Genie des merkwürdigen Mannes zugleich mit den schweren Fesseln, die es trägt, den Grenzen, die es einengen. Und mehr: hier seht Ihr dargestellt nicht nur dieses Mannes Kraft und Unterliegen, sondern das Los und die Eigenart des künstlerischen Genies überhaupt. Es ist nicht Herr, sondern Sklave. Es trägt Ketten. Und weil es immer wieder nur sich selber in den Erscheinungen sieht, sich selber bildet, bildet es — sichtbar oder unsichtbar, das gilt gleich — die Ketten mit, die es belasten, oder, wenn es religiös und tragisch gestimmt ist, das Kreuz, an das es geschlagen ist. Glaubt mir, Freund, ich sehe auch in den freiesten Gestalten dieses gewiß gewaltigen Meisters, dem Florentiner David zum Beispiel, die verborgenen Fesseln.“ Dieses Urteil, das weit von den gewöhnlichen Redensarten abwich, die der Meister über seine Arbeiten von Gönnern, die sich Kenner dünkten, von Freunden oder selbst Fachgenossen hörte, in dem bei aller Bewunderung, die es aussprach, ein Überlegenheitsgefühl und eine beträchtliche Überhebung mitklang, ja, in das sich fast ein feindlicher Ton der Freude über das behauptete Gefesseltsein des Genies einmischte — das weckte die An-

teilnahme Michelangelos so stark, daß er näher hinzutrat und in seiner jetzt fest bewahrten Rolle des Gesellen eine Haltung annahm, als wolle er gern etwa geforderte Erklärungen und Auskünfte geben. Er dachte jedenfalls nicht mehr daran, die Fremden hinauszuweisen.

Jetzt sagte der jüngere Fremde: „Ich verstehe Euch nicht. Wie meint Ihr dies Gefesseltsein? Ich kenne wahrlich nichts Freieres als die Künstler, die sich an keine Arbeitsstunden binden und so eigenwillig nach ihrem eigenen Kopfe leben, wie es sich kein Angehöriger sonst irgendeines Berufes gestatten dürfte. Und dann: ein großer Bildhauer, wie dieser Michelangelo, muß doch alles bilden können, auch den Sklaven in seinen Fesseln. Das braucht darum aber doch nicht des Künstlers Wesen auszudrücken. Er gestaltet eben den Sklaven nach dessen Form und Art. Ich verstehe Euch nicht. Erklärt Euch deutlicher!"

Der ältere sah sich einen Augenblick zu dem in höflicher Haltung hinter ihnen stehenden Gesellen um und erwiderte dann: „Zwei große Irrtümer sind in dem, was du sagst, lieber Freund. Erstens ist es irrig, anzunehmen, der Künstler könne je etwas anderes erschauen, bilden, gestalten als sich selbst. Widersprich nicht! Ich werde es dir gleich erklären. Und zweitens ist die Behauptung ein Irrtum, daß die Künstler freie Menschen seien, weil sie sich den sonst allgemeinen irdischen Einrichtungen, Zeitordnungen, sittlichen Gesetzen nicht fügten. Die Armen! Eben weil sie Sklaven von irgend etwas sind, können sie sich nicht fügen, müssen sie fortwährend, statt zu wollen, wie du und ich und wie alle freien Menschen, die nicht Sklaven des Genies sind und denen die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft und Sitte sehr willkommene, leicht

getragene Gewänder wurden, in denen sie unauffällig nach den Gebräuchen, aber als Herren einhergehen."

Michelangelo konnte nicht länger schweigen, so bewegt war er, trat ganz heran und warf ein: „Was Ihr, Herr, da von der Unfreiheit der Künstler sagt, das mag wohl wahr sein, nur zu wahr sein —" und auf einen erstaunten, fast beleidigten Blick der beiden hin: „Verzeiht mir, wenn ich Euch anzureden wage. Aber ich kann nicht begreifen, wie Ihr von meinem Meister, der wahrlich — das kann ich trotz aller Bescheidenheit sagen — äußerlich so wenig vorstellt, daß ihn keiner, der ihn nicht kennt, je für den Schöpfer dieser Werke halten würde — wie Ihr von meinem häßlichen, unscheinbaren Meister sagen könnt, er bilde nur sich. Ihr erwähntet ja seinen David. Der sieht ihm selber wahrlich wenig ähnlich."

Mit etwas freundlicherer Miene sagte jetzt der ältere Fremde zu Michelangelo: „Bist du auch Bildhauer? Ich vermute es."

„Ich bin Geselle."

„Du bist sicher ein Künstler, Freund!" Und zu seinem Genossen sich wendend, fuhr er fort: „Ich halte diesen Alten für einen Künstler, wenn er sich selbst vielleicht auch nur für einen Handlanger und Gesellen hält. Er zeigt dir gleich die Sklaverei, die Befangenheit des Künstlers in seiner Person durch sein vorschnelles Urteil. Er nennt, weil er selbst unscheinbar und häßlich ist, den Meister Buonarroti so; weil er nur sich sieht, weil er die Schönheit, die diesem großen Künstler für den tieferen Blick sicher eigen sein muß, nicht sehen kann. — Aber ich will es dir erklären," wandte er sich wieder zu Michelangelo zurück, „warum der Künstler nur sich bilden kann, auch dein vielgepriesener Meister, der Menschen, Götter und Tiere schuf.

Er hat doch nur sich selber geschaffen. Es sind alles nur Masken für ihn selber, durch deren Augenhöhlen er schaut. Ist es dir noch nicht aufgefallen, daß bei allen Bildnissen fast immer eine Ähnlichkeit mit dem Gesichte des Meisters, der sie gemacht hat, zu finden ist? Es muß alles, was er sieht, durch ihn hindurch; dabei nimmt es ihn unbemerkt mit auf die Leinwand, auf den Mörtel der Mauer, in den Ton, den Stein, das Erz. Nun arbeitet, werkelt und formt er daran. Und er selbst, der mit einging, mit eingehen mußte in das Werk, gefällt sich am besten; denn die Künstler sind alle eitel. So ändert er, so vereinfacht er jeden Stoff, den er sich vornahm, läßt immer mehr weg, was nicht er selber ist, so daß zuletzt er allein darin übrigbleibt; oder gelehrt gesprochen: das, was ihm und dem Stoff, den er zu bilden unternahm, gleich ist. Sieh dich hier um, Alter! Überall guckt der Michelangelo heraus, aus dem Sklaven, dort aus dem Papstbildnis, hier aus dem Engel, ebenso wie aus den Teufeln und den Soldaten auf jenen Skizzen. Du hast das noch nie bemerkt? Und dabei arbeitest du täglich unter ihm. Ich habe ihn selbst noch nie von Angesicht gesehen, sondern nur Werke von ihm, und ich erkenne ihn überall."

Er klopfte Michelangelo leutselig auf die Schulter: „Du bist eben ein Künstler und in dir befangen. Wie ihr Künstler alle seid! Weshalb auch Neid und Mißgunst in keinem Stande so groß und verbreitet sind wie unter euch. Denn von euch kann nie einer den anderen verstehen, außer in Äußerlichem, Technischem oder in zufälligen Ähnlichkeiten."

Michelangelo schwieg in sich gekehrt. Im Grunde sagte ihm der Fremde nichts Neues, was ihn erstaunt hätte. Im Gegenteil: er hatte das Gefühl, als hätte er

sich diese Dinge selbst alle oft schon gesagt. Und doch kam es ihm vor, als fehle noch eine letzte Erkenntnis daraus. Oder war es eine Erinnerung, die sich mit einem Suchen ankündigte und die er nur noch nicht heraufgreifen konnte? War es der Wunsch und die Sehnsucht seines ungeheuren Willens, sich doch noch zu guter Letzt aus der ewigen, scheinbar naturgesetzten Sklaverei des Künstlers, aus diesem Sichselbstbespiegeln, diesem Gefangensein im engen Ich freizumachen, über sich hinauszuwachsen? Es stieg etwas in ihm auf, was er noch nicht fassen konnte.

„Worüber denkst du jetzt nach? Kannst du mir einen Gegenbeweis gegen das bringen, was ich behauptet habe?"

„Nein, nein!" sagte Michelangelo, „im Gegenteil! Ich suche noch nach Bestätigungen für Eure Theorie. Und mir fällt etwas ein, was ich den Meister schon mehrmals sagen hörte. Er hat — denn er ist, wie Ihr richtig geschlossen habt, der Sklave seines Genius, der kommt oder fortbleibt, ganz wie es ihm beliebt — manchmal ganz unschöpferische Zeiten, in denen er nicht arbeiten kann. Und in denen wird er ganz haßerfüllt gegen seine früheren Werke, die er dann tadelt und schlecht macht, als wären sie nichts. ‚Das Leben ist aus ihnen herausgeflossen', sagt er dann; ‚sie sind nicht mehr als leere Hülsen und Schalen.'"

„Da habt Ihr's! Die Werke sind so sehr er, daß sie seine Wandlungen für ihn mitmachen müssen, daß sie leer sind, wenn er leer ist, und voll Lebens, wenn die Kraftquelle in ihm strömt."

„Seht die Werke, die hier stehen, an!" erwiderte Michelangelo in ganz demütiger Haltung, „wie leer und kalt sie heute erscheinen. Wenn Ihr mit Eurer Theorie recht habt, muß er heute recht schwach und

kraftlos sein, dünkt mich. Er hat auch heute keine Stunde gearbeitet."

Da lachte der Besucher: „Das gilt doch nur für ihn, wenn er sie betrachtet. Wir sehen darin immer die Kraft der Schöpferstunde, die sie schuf. Und wir werden sie auch dann sehen, wenn er tot ist. Aber für ihn sind sie Spiegel, in denen er sich sieht. Und dich Armen hat er so in seinen Bann gezogen, dich erdrückt er so mit seiner mächtigen Persönlichkeit, daß du all seine Schwankungen und wechselnden Zustände willenlos mitmachen mußt und dir selber geradezu gestohlen wirst. Wie lange bist du denn schon sein Gehilfe?"

„Schon sehr, sehr lange — viel zu lange!" sagte der alte Geselle, „aber ich werde mich noch freimachen, noch ich selbst werden!"

„Wenn es nicht schon zu spät ist!"

„Jedenfalls werde ich es versuchen!"

„Da habt Ihr dem Meister Buonarroti vielleicht seinen besten Gesellen abspenstig gemacht!" lachte der jüngere Fremde, als die beiden hinausgingen.

Michelangelo war allein. Er wußte jetzt plötzlich, was in seiner Seele aufgewollt, was er erst nicht fassen und halten konnte: eine alte Erinnerung und ein neuer Wille. Weg mit den Spiegeln, schrie es in ihm, die dir immer nur dich zeigen und das Gewordene, das dich in seinen Fesseln hält!

Noch einmal vergessen, anfangen und irren!

Am nächsten Tage ließ er durch seine erstaunten Gesellen alle Arbeiten der früheren Zeiten aus seiner Werkstatt entfernen, zuletzt auch den Sklaven, bei dem er einen Augenblick hatte einhalten wollen.

Das Inwendige

Einige der Wallensteinschen Obristen und Feldhauptleute saßen im Wachtquartier des Generalissimus in Eger in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1634 noch spät beim Weine wach. Nachdem die unruhigen frechen Würfel, die lange über die Tischplatte gerollt waren, als wollten sie nur fort von den Spielern, und die dann immer wieder mitten im schönsten Rollen plötzlich höhnisch stillagen und mit ihren unbewegten schwarzen Augen im gelben Knochengesicht den Spielern ganz nach Gutdünken Gewinn und Verlust bestimmten — demnach die Würfel endlich in dem alten ledernen Becher, in dem sie heute an die dreißig- bis fünfzigmal ihren klappernden Rundtanz gemacht, aufs Kaminbord gestellt waren, rückten die Kriegsmänner näher ans Feuer, redeten und brummten noch dies und das von dem Übergang des Herzogs zu den Schweden, schimpften auf den Kaiser und die Räte am grünen Tisch zu Wien, fluchten auch wohl, aber nur noch mit Viertelskraft, lachten, wenn einer mit breitem Mund eine Zote vorbrachte, und hörten schließlich dem grauen Scheerenberg zu, als der noch

erzählte. Nicht als ob es sie sonderlich beschäftigt hätte, was er vernehmen ließ; aber es war ihnen doch eine Ausfüllung der Zeit, noch ein Stündchen bei der letzten Kanne, die sie zwischen sich auf den Estrich gestellt hatten, sitzen zu können. Mochte er reden, sie konnten dazu trinken und schweigen, was ihnen jahrelange Gewohnheit geworden war.

Er erzählte, wie er einmal auf einem Kriegszug plötzlich und unvermutet seine Geburtsstadt wiedergesehen, wie der Eindruck seltsam über seine Seele hingegangen, sie einen Augenblick bewegt habe und dann so rasch verflogen sei, wie er gekommen.

„Hätt's nit dacht," sagte der Alte, „kam auf nächtlichem Marsch müd' und vom Schlagen mit dem Feind schläfrig reitend durch Wald und Tal, die mir nicht zum mindesten bekannt schienen, und sah im grauenden Morgen durch einigen Frühdunst und Nebel hoch ein ummauert Stadtnest liegen, riß die Augen auf und dachte nach, faßt' es, daß es Neuenstein sein müsse, wie die Türme ins Morgenlicht standen und der hohe schmale Kirchenchor auf den schiefen Dächern aufsaß, fragte einen gefangenen Bauern: ja, Neuenstein! Ließ halten und schaute hinauf, dachte noch nicht dran, Boten ans Tor vorzuschicken und Übergabe zu fordern. Dachte an frühe vergangene Zeiten vor mehr als vierzig, fünfzig Jahren, wo ich da droben einspaziert in die Welt, sah's innerlich vor mir, das kleine alte wackelige Haus mit Großvater und Eltern, das nachher der reiche Nachbar wegnahm, sah die Werkstatt vor mir, wo ich das Wagnerhandwerk erlernen sollte, und die Kirche, wo sie all Sonntags lutherisch predigten. Sah alles innerlich vor mir."

Er schwieg und trank. Draußen erscholl ein ablösender Postenruf.

„War ganz gerührt, daß mir eine Träne ins Auge trat, und gab Befehl, den Marsch abzubrechen, rechts und links der Straße Rast zu machen, schaute wieder hinauf. Alsdann ward der Bote abgefertigt, sollte Befehl hinaufbringen, den Platz ohne Säumnis zu übergeben, ritt ab. Ich ließ den Gaul eine Anhöhe hinaufhufen, steil genug, wollte aber besser sehen, wie nun die Morgensonne über das Nest hinleuchtete. Mußte denken, wie die Zeit da droben gewesen war, eh ich Handgeld nahm und dem Spießerleben abschwor. Bitterschlecht war's gewesen. Viel Prügel, erst vom Vater und Großvater, dann vom Meister! Wußte jetzt wieder, woran ich meine Seel' dreißig Jahre nicht gedacht, daß das traurige geplagte Zeit gewesen da droben. Hatte mich zuletzt mit einer Dirne eingelassen, die mich belog und betrog, daß ich vor Wut und Schmerz am liebsten mir die glühende Eisenstange, draus ich Radreifen schlug, eingebohrt hätte ins Herz, die Liebe gleich mit dem Leben auszubrennen. Tat's aber nit, sondern warf eins ihrer Herrlein nach dem Kirchweihtanz nieder, sollte gehangen werden, floh, ward Soldat. War alles ohne Freude und bitter, was ich droben erlebt. Und jetzt war's doch so lieblich, durch die Morgenfrühe dahinzuschauen, dachte: hoff's, daß sie gütlich auftun, daß ich das alte Nest nit berennen muß, will auch sorgen, daß keiner plündert, keiner die Bürger schindet, um der Erinnerung willen. Und mußte wieder denken: um welcher Erinnerung willen? daß sie dich droben schlugen und stießen? daß dich eine von denen Dirnen betrog und dir falsch war; und daß du mit genauer Not da hinauskamst, um nit gehangen zu werden?"

Wieder schwieg und trank er, als wolle er den andern Gelegenheit geben, ein Wort einzuwerfen. Die

aber blieben still. Nur klappte einer mit dem Deckel des Zinnkruges, als er sich neu eingeschenkt. Und schließlich fragte ein anderer, als der Scheerenberg immer noch nicht fortfuhr: „Hast's Nest letzlich berannt oder steht's noch zur Erinnerung?"

„'s steht noch," sagte der Scheerenberg, „aber das will mir nit in den Kopf, warum's mich rührte, da hinaufzuschauen, da zurückzudenken, wo doch nie Gutes für mich gewesen war. Und 's war so, als ob da in der Sonne das Paradies vor mir läg' und ich wieder und wieder wünscht': nur hineinreiten, nur wieder durch die alten Gassen gehn, in die Kirche treten und zum Friedhof hinaus, wo der Alte und der Großalte liegen mußten, und zum Fenster der treulosen Dirne, die hutzlig sein mochte jetzt. Und doch! Was will denn das Inwendige im Menschen" — hier war er recht leidenschaftlich und schlug auf die Lehne des Stuhls —, „daß es mit der Erinnerung so lügt und schön macht, was nie schön gewesen? daß es Sehnsucht und Lust erweckt: könnt' ich wieder das geschundene Kind dort oben sein statt hier Feldhauptmann? könnt' ich wieder nach dem Fenster der untreuen Marthe lugen, ob sie Zeit fänd', durch die Blumenstöckl mit ihrem schwarzen Aug' einen Blick nach mir Wartendem zu werfen? Wisset ihr's?"

Ein paar von den Grauen schüttelten die Köpfe.

„Habt ihr's ähnlich erlebt?"

Da sagte einer: Kindheit und Jugend sei immer schön, schon an sich, eben weil's Jugend sei. Und die paar Prügel und eine schlechte Dirne, was wäre das groß gegen die Kraft, mit der man das Leben packt, und gegen die helle Sonne und den Frühling! Es sei halt Jugend, und der weine das Alter immer nach.

Mochte recht haben.

„Also 's Nest steht noch zur Erinnerung?"

Und ein Dritter, auch schon angegraut, aber der jüngste der Kriegsmänner, der aufgestanden war und, weil es ihm vorkam, es sei irgendwo Unruhe in den Straßen, das Fenster in die Mondhelle der nächtlichen Stadt geöffnet und, als alles still blieb, wieder zugeschlagen hatte, der lachte da hinein und wollt' es nicht wahrhaben, daß die Kindheit und Jugend das Schönste sei. Seine Jugend sei sehr schön gewesen, eitel Liebe und Sonne. Aber nicht um die Welt möchte er sich je dahin zurückwünschen, nicht um die Welt! Erst mit den Frauen und dem freien Soldatenwesen fange das Leben an, und das dauere lange und schön, bis der Obrist Knochenmann Befehl erhalte, es aus der vollen Flamme abzulöschen und auszutun. Er hoffe, noch in seinem letzten Stündlein wolle er nicht sentimentalisch werden und dem Vergangenen eine Zähre darbringen.

Dem fuhr der Scheerenberg fast grob entgegen, er sei auch nicht sentimentalisch, und wo sich Rührsames rege in ihm, da sähe er's nicht an als wie von oben herab. Aber deshalb ließe er's doch nicht gehen, dem nachzudenken, warum Bitteres in der Erinnerung schön und recht rührend werden könne und wie das sei. Darum erzähle er's, und nicht, als ob er wieder Kind sein wolle in dem alten Nest. Er sei zufrieden, auch weiter dem Herzog Friedland zu dienen und mit kaiserlichem Heer oder gegen kaiserliches Heer Schlachten zu schlagen und nicht Wagnerbursche zu sein, eine ungetreue Liebste zu haben in einer Winkelstadt mit schmutzigen Gassen und dunklen Häusern, einem lutherischen Prädikanten und einem Haufen närrischer, großtuerischer Pfeffersäcke darin. Doch wohl möge man es ihm nit verübeln, über das Inwendige im

Menschen nachzudenken, was das für seltsam Spiel treibe, insonderheit als dies Inwendige, wie die Pfaffen sagen, allein übrigbleibe, wenn der gebrechliche Leib — in dem er für sein Teil schon manch Gebresten und Reißen spüre, ungeachtet des Ziehens in alten Narben — zu der Erde zurückfalle und die Seele ausfahre. Und er für sein Teil woll' es durchaus nicht abreden und schäme sich dieserhalb nicht, wenn ihm in seinem letzten Stündlein doch wieder das alte Nest da droben und die winklige Straße und das Fenster mit den Blumenstöckeln vors Aug' kommen würde, wenn sich selbiges nach außen schlösse und das letzte nur noch innerlich sehe.

„Ja, 's Nest steht noch!" rief er aus, „bin auch eingeritten, bin auch durch die Straßen gegangen, hab' auch ein paar Fenster gefunden, dran Blumenstöck' standen. Und das ist's gerade, weshalb ich's erzähl'. Denn da hat mir das Inwendige von neuem falsch aufgespielt."

„Wie denn?" rief einer der anderen.

„Der Reih' nach! Also: nein, kam mein Reiter zurück, und sie öffneten nicht. Wie mich da sonst der Grimm gefaßt hätte! Und lange hat's nie gewährt, daß auf solche Antwort die Kartaunen schrien und spien, und dann waren's nit viel Stunden, daß die Tore verschlossen blieben, auch wenn gerade keine Stückkugel Holz und Eisenbänder zerschlug — außer bei Stralsund, wo der Herzog selbst Mauern und Stadt und Hafen mußt' stehen lassen. Also! Kein Grimm! Nur den Reiter nochmal abgeschickt, der sich höchlich verwundert: der Scheerenberg sei da, der aus der Schrammengasse geboren sei, nahe am Weißenturm droben, und sie sollten vernünftig auftun! Einer, der's besser meine mit Neuenstein, käm' nit mehr.

Und leid würd' es ihm sein, wenn er die Mauern umlegen müsse, und alsdann könne er Brennen und Plündern nit hindern, was er jetzt freilich noch könne und wolle und verspreche. Gut also! Da war der Reiter kaum wieder am Tor — ich sah von unten zu, wie er aus einem Buschwerk heraus an die aufgezogene Brücke kam und ein paar Helmköpfe aus den Luken über dem Tor hell hervortauchten, und wie er mit den Armen schwenkt und sie erwiderten und gleich verschwanden. Und dann stieg lustig ein weißes Fähnlein am Turm hoch, und die Zugbrücke ging nieder, und meine Knechte zogen den geschlängelten Weg aufwärts zur Stadt. Ließ meinen Fähnrich, dem ich alles gut anbefohlen — war ein verläßlicher, treuer, ehrlicher Kerl, der Zucht hielt, hatte es so im Auge, wenn er befahl, liegt bei Lützen gut gebettet bis zum Jüngsten Tage — ließ ihn voran und hielt seitwärts am Weg, wie Fähnlein um Fähnlein aus dem Tal heraus über die Hügel zum Tor hinaufzog, wollte nit eilen, wollte der letzte sein und allein. Und auch länger sollt' es währen, bis ich wieder da droben war, wo ich herkam. Gerad als wär' diese Wiederkehr ins Nest mein letztes, so befiel's mich, und weiter ging's nit. Es war mir richtig, als würd' ich oben abfahren dahin, wohin Gott meine Seel' bestellt. 's ist dumm und solch ein Spiegelstreich, wie ihn das Inwendige uns eben spielt. Ritt hinter dem letzten Troß, langsam, und sah immer vor mir hinauf, wie die Mauer und das Tor größer und größer ward, wie erst die Dächer dahinter absanken, dann die Türme verschwanden und nur noch die Steinwand mit dem Wehrgang und dem dunklen Torloch groß über mir aufstand.

Da fing's an, ward alles unbekannt, mehr und mehr, ganz fremd. Auch drin. Nicht im Tor, nicht auf

den Straßen mehr, nicht an der Kirche Erinnerung an damals. Alles ganz anders. Ich wußte wohl, es war's, war auch nit geändert worden hundert Jahr', eh ich dort einging. Aber wie ich's in mir getragen und gesehn durch vierzig Jahr' und erst eben noch da unten auf der Birkenhöh', wo's jetzt still war — nein. Alles anders, kleiner, schlechter, fremd. Vaters Haus? Das mocht's sein oder das. Der Dirne Fenster? Hätt' nit mögen zählen, bei welchen Fenstern all ich gedacht, das wär's, das könnt' es sein. Und alles sentimentale Gefühl weg und davon! Ich sag's euch, fast reute mich's, daß ich Schonung versprochen und nun mußt' glimpflich sein und dem Schultheißen noch einmal zusagen, daß keine Brandschatzung sein sollte und niemand Schaden widerführe an Leib und Leben und trinken mußte mit den Ratsherren im Rathaus, das just wie verhext war in ein armselig Fachwerk aus einem großen Steinpalast. Hätte am liebsten das Nest weggebrannt vom Erdboden, so falsch war's, so trog mich's, just wie die Dirne."

„Die hast auch nit wiedergefunden? oder nit mehr schön? garstig, alt, recht eine Vettel?"

„Lag auf dem Friedhof. Hab' an ihrem Grab keine Träne geweint, aber wohl gedacht, wie elend rasch fliegt das Leben. Lag schon zwanzig Jahr drunten, am dritten Kind gestorben. War eines Metzgers Frau geworden; der mocht' viele Schwäger haben, jetzt freilich nit mehr; lag jetzt ganz allein bei ihr. Was schierte es mich? Andere Gräber fand ich nit, waren alle verfallen. Meins liegt nit dabei. Das war's, daß ich am Abend, eh ich schlafen ging, auf dem Friedhof laut gelacht und den Totengräber, der noch herumkroch zwischen den Steinen mit Blumenwässern, zu Tode erschreckte, weil er mich für ein Gespenst halten

wollte. Stand in einer Ecke vom Flieder verborgen und sah über die Felder weg, ob Berge seien, an die mich's gedenken wollte, aber im Dunst nit da waren. Ja, mußte auflachen, wie ich mein letztes Stündlein mit dem Nest wollte zusammenbringen, und habe rechten Mut gefaßt zu leben und Kriegsdienst zu tun noch Jahre."

„Du hast recht gehabt!" und „Man muß ganz weg vom Vergangenen!" und „Nur heut ist's Leben!" sprachen die anderen.

„Glaubt ihr aber, nun war's fertig mit dem Nest, so ist's wieder falsch. Wieder hat's Inwendige die Sachen gedreht. Ritt am nächsten Morgen ohne Abschied fort, ließ etliches Gold mitnehmen, was leichtlich aus dem Ratssäckel in den Stabswagen hinüberspazierte, und dacht's abgetan. Aber nein! Schon drei Wegstunden weiter abwärts der Donau zu und noch oft, just wie heut, taucht's so aus dem Morgengrauen herauf, wie ich's da liegen sah auf der Höh', und ist innen wieder ganz so, wie ich's vordem immer im Inwendigen sah. Muß oft dran denken, just wie heut, und sehe in mir innerlich wieder das Tor vom alten wackeligen Haus, das ich nit hab' finden mögen, und die Blumenstöckl und alles. Innerlich."

Nach diesen Worten hatte er den Becher genommen, war aufgestanden und starrte, ohne zu trinken, in die verglimmende Röte des Kamins. Stimmen waren draußen am Tor, die er nicht hörte. Die anderen hatten die grauen Köpfe nach dem Fenster gewandt, das der jüngste Feldobrist, der, der nie mehr in seine Kindheit zurück wollte, wieder geöffnet hatte.

„Wichtige Meldung! Öffnet, Obrist!" rief es von unten herauf. Wer beachtet das sonderlich im Kriegsquartier, wenn's einen anderen angeht?

Da drang Soldateska herein. Schläge fielen, Rufe: „Verräter!“

Jetzt wandte sich der Scheerenberg, sah blanke Eisen, riß seins heraus, begriff nicht, aber schlug einen nieder, der auf ihn hinhieb, rief: „Teufel, was ist —?“ und hatte einen Stoß auf der Brust, daß er umsank, die Hand am Stuhlrücken, der halb auf ihn fiel. Handgemenge wirrte neben, über ihm — wurde leiser, losch —

Wo war er? Spielte ihm wieder das Inwendige einen Streich?

Er ritt langsam eine geschlängelte Straße hügelan und sah immer vor sich hinauf, wie eine Stadtmauer und ein Tor größer und größer wurden, wie erst Dächer dahinter absanken, dann Türme verschwanden und nur noch die Steinwand mit dem Wehrgang und dem dunklen Torloch groß über ihm aufstand.

Steinwand und Tor verwandelten sich ganz und wurden zu mächtigem, steilem Himmelsgewölk. Aber sie blieben ihm doch bekannt und wurden nicht fremd; selbst nicht, als das Tordunkel, das ihm wie ein sich auftuendes Auge vorkam, schwarz über ihm einfiel und er das wohlige Gefühl hatte, daß es kühl bis ganz in sein Inwendiges eindrang. — —

Das Glück des Sterbenden

„Kann ich noch sonst etwas für Sie tun? Ich meine etwas, das nicht die Behandlung Ihrer Wunde betrifft?" fragte der Arzt.

„Ja", erwiderte mit tonloser Stimme ein blasser junger Verwundeter, der sichtlich fiebernd, doch reglos dalag. „Ja, sagen Sie mir, ob und wann ich wieder dienstfähig werde!"

„Lieber junger Freund! Das Wichtigste für ihre Genesung ist, daß Sie Ihren Willen ganz entspannen, daß Sie eine Zeitlang gar nicht an den Krieg denken, sondern sich ruhen, still vor sich hin dämmern. Sonst, wenn Sie aufgeregt, fortwährend voll Willens und ohne innerliche Ruhe sind, kann Ihre Wunde nicht heilen und das Fieber nicht nachlassen. Auch Ihre Schmerzanfälle werden dadurch vermehrt. Lassen Sie sich vorerst einmal damit genug sein, daß Sie für Ihr Vaterland getan haben, was Sie konnten, daß Sie mutig Blut und Leben einsetzten und im Kampfe verwundet worden sind."

„Ja, ja," sagte der Kranke, „aber man kann doch einmal nicht los davon. Was sollen die Leute später

denken, wenn man den Krieg mitgemacht hat und hat nicht einmal das Eiserne Kreuz bekommen, das so viele haben. Ich sollte es ja bekommen. Mein Kompanieführer wollte mich dazu eingeben. Da fiel er, und der neue Kompanieführer kannte mich nicht; und ehe er mich kennenlernen konnte, wurde ich verwundet und in die Heimat zurückgebracht."

Ein Schmerzanfall des Kranken unterbrach das Gespräch. Er wand und krümmte sich, während sein Gesicht sich anspannte und zusammenzog. Das pflegte stets einige Stunden zu dauern.

Der Arzt ließ sich von der Schwester die Morphiumspritze geben und sagte, während er dem Kranken die geringe Gabe des Beruhigungsmittels einflößte, die dessen geschwächtes Herz ertrug: „Ich werde dafür sorgen, daß das Eiserne Kreuz für Sie eingegeben wird, wenn es nicht schon geschehen ist. Ihr Leutnant, der auch hier im Lazarett liegt, hat mir oft erzählt, wie tapfer Sie gewesen sind. Aber dann müssen Sie mir jetzt auch versprechen, ganz ruhig, brav und friedlich zu sein, damit Sie gesund werden!"

Ein Blick des Dankes kam aus den Augen des Kranken: „Halten Sie mich nicht für kleinlich, lieber Herr Doktor, daß ich auf das Äußerliche solchen Wert lege! Aber es ist halt mit dem Eisernen Kreuz doch etwas anderes als sonst mit Auszeichnungen. Es steht jedem von uns als Ziel vor Augen, und man schämt sich, als müsse man seine Pflicht verletzt haben, wenn man es nach einer gewissen Zeit nicht bekommen hat."

Dann sank der Kopf des Kranken zurück, seine Augenlider schlossen sich. Der Arzt trat mit der Schwester auf die Seite und sagte leise: „Ich will noch heute an seinen Truppenteil schreiben; aber ich fürchte, es wird zu spät kommen!" Die Schwester

nickte traurig und zeigte auf die Fieberkurve: „Es ist seit einer Woche eigentlich täglich schlechter geworden. Er nimmt immer mehr ab, und das Fieber verringert sich gar nicht."

Der Arzt grüßte stumm und ging hinaus. Die Schwester zündete an ihrem Tisch ein kleines Licht an und zog die Vorhänge vor, denn die Dämmerung ging schon in Dunkelheit über.

Der Kranke lag jetzt mit geschlossenen Augen still. Aber der halbbetäubte Ruhezustand, in den ihn das Fieber manchmal allein, manchmal mit Hilfe des Morphiums versetzte, ohne daß er doch völlig auslöschte und schlief, war ihm fast furchtbarer als die Schmerzen, weil sein Geist darin seinen Halt verlor und ein doch nicht ganz schmerzloses, leidendes Nebelbewußtsein in ihm wogte.

Er war, als er zu Kriegsbeginn hinauszog, Student gewesen, Psychologe und ein scharfer Kopf, gewohnt, all seine Seelenregungen zu beobachten. Er war mit dem tiefsten Drang nach innerer Klarheit, nach innerster Gesetzmäßigkeit begabt. In dem Chaos und der Verworrenheit der Seele hatte er durch ständige klare Beobachtung seinen Halt und seine Festigkeit gefunden. Er sagte oft scherzend zu seinen Kommilitonen, die mit ihm im psychologischen Seminar arbeiteten, sein Ich sei nur ein inneres Auge und ein festhaltendes, vergleichendes Gedächtnis. Dieses Augen-Ich bändige die Gewalten seiner Seele wie der lichte Gott die Titanen, daß er ohne Schwindel in den schlimmsten Abgrund blicken könne, den es gäbe: die Seele. Wenn er das sagte, lachten immer einige wie über einen Witz, weil sie nicht begriffen, was er mit dem Abgrund der Seele meinen konnte.

Wenn sie jetzt in seinen Zustand hineinsehen, hinein-

fühlen könnten, würden sie ihn begreifen. Denn nun war das innere Auge unklar, verschwommen, trübe, geteilt geworden wie das Sehen eines Trunkenen oder wie das unter Wasser geöffnete Auge eines Tauchenden. Und das Gedächtnis war aufgelöst, zerflattert — so daß die Erscheinungen, die vor dem inneren Auge waren, und die längst von ihm zurückgelegten durcheinanderzuwogen anfingen, daß das Auge aufhörte, eine Trennung zwischen ihnen zu sein und also eigentlich zu existieren. Was er gegen das Einschlafen hin oft in sich beobachtet hatte: daß Bilder, Gedanken, Gefühle in der Seele selbständig wurden, während das Ich sich verdunkelte und auslöschte — ein Zustand, der ihn immer schwindeln machte — das erlebte er jetzt in seiner Krankheit oft Tage und Nächte lang; und nicht so ruhig verfließend wie beim gesunden Entschlummern, sondern in einer durch die kranken und gestörten Vorgänge in seinem Nervensystem viel lebendigeren, bildhafteren Weise. Es war ein Schwanken, Schwindeln, Taumeln, das Wissen um einen Schmerz, den er doch nicht deutlich fühlte, der ihm manchmal so vorkam, als sähe er nur einen anderen darunter leiden — und dann ein krampfhaftes Suchen nach sich selbst, nach diesem ihm immerzu entgleitenden, bald sich wie ein körperloser Schatten nähernden, bald hinter irgendeinem interessanten Vorgang oder Gedanken, die sich selbst erlebten, völlig verschwindenden Ich und Mittelpunkt, von dem aus allein Ordnung in dies Chaos kommen konnte, das er in gesunden Tagen den allerschlimmsten Abgrund genannt hatte: die Seele. Wenn das nächtliche Fieber oder die halbe Betäubung des Beruhigungsmittels über ihn kam, dann hörte er eigentlich immer zu existieren auf. Dann zerfiel seine Seele, fiel auseinander, wie der Leib im Tode

auseinanderfällt. Und wie aus dem verwesenden Leibe andere fremde Wesen sich nähren, mögen es Würmer oder Wurzeln von Pflanzen sein, so nährte sich aus seiner zerfallenden Seele das Leben selbständiger Vorstellungen und Gefühle, die sich eigentlich nur ihrer selbst bewußt wurden, nicht aber ihm, dessen alter gewohnter Drang sie aufzufassen, sie klar zu erkennen, zu ordnen strebte — aber kein Aufnahmeorgan mehr hatte, wie ein linsenloser photographischer Apparat.

Zuerst, wenn der Zustand begann, wenn er sein körperliches Auge noch krampfhaft offen hielt, um sich mit seinem inneren Sehen an das äußere Sehen anzuklammern wie an einen festen, unverrückbaren Pfeiler, sah er immer noch eine Zeitlang das dunkle Doppelauge des Arztes über sich ruhen, bis nur noch ein Auge über ihm stand, dann das Grau des großen Bartes wirrer und größer wurde und er die Augen schließen mußte. Der dunkle Blick stand noch eine Zeitlang sichtbar in ihm und zerging. Bunt durcheinander wirbelten dann Szenen von Kampf, stille Heimatbilder, ein Wald, ein Berg mit freiem Ausblick, Straßen- und Marktgetriebe einer kleinen Universitätsstadt im Herzen Deutschlands — und wieder das dumpfe Dröhnen naher und ferner Geschütze. Dazwischen erschien ihm manchmal ein Kranker mit Schmerz und Fieber in einem Feldlazarett, mitten unter vielen Stöhnenden und Sichwindenden, von dem er nicht mehr wußte, daß er es selber war, und den er doch mit Furcht betrachtete; denn ihm war, dessen Schmerzen könnten plötzlich seine eigenen Schmerzen werden. Dann wieder stand er am Grabe eines Kameraden. Auf dem Hügel war ein Kreuz errichtet, das die Gestalt eines Eisernen Kreuzes hatte. Aus dem Grabkreuz wurde es in dem maßstablosen Bilden der betäubten

Seele plötzlich zu dem Kreuz an der Brust des Tapferen. Er sah es so deutlich vor sich, daß er glaubte, danach greifen zu können. Und das mag es gewesen sein, wenn er manchmal im Fieberschlaf die Hand ausstreckte, zudrückte und wieder auf seine Brust sinken ließ.

Wenn sich dann seine Kraft erschöpft hatte und ein todesähnlicher Schlaf anfing, sich über ihn zu breiten, hatte er öfters eine lächerliche Vorstellung, die aus irgendeinem Märchen stammen mochte und über seine Züge eine gewisse Heiterkeit ausgoß. Er sah eine Spukgestalt vor sich, die er aber auch eigentlich wieder selber war: einen unförmlich dicken Mann mit großen Fettwulsten am Halse, der plötzlich die Augen schloß und dessen Kopf dann in den Körper ganz hinabsank und verschwand, während sich die Fettwülste wie zwei Wellen über dem gerade hinabgetauchten Kopf schlossen. Dann sah er noch einen ganz kurzen Augenblick den Fleischberg, der oben mit dem Kragen und dem zusammengeschobenen Fetthals darüber aufhörte, spürte die dunkle Ruhe des Kopfes hinter der jeden Laut abdämpfenden mächtigen Brust, fühlte noch das Sinken, das immer weiter ins Tiefe hinabzugehen schien, und schlief; schlief nun fest und ohne Fiebertraum. Ob ihm die Schwester da, weil sie vielleicht seinen unruhigen, schmerzvollen Zustand erkannte, noch ein Beruhigungsmittel gegeben hatte?

In den wachen Tagesstunden, in denen er oft schmerzlos, versagend, still dalag und leise vor sich hin dachte, da hätte dem, der in diese Seele hineinsah, die Zerstörung, die der Krieg in ihrem Organismus angerichtet, fast noch mehr auffallen müssen. Dieser geistig arbeitende Mensch, für den im Grunde nur das Raumlose existierte, wurde von einem seinem Wesen

ganz fremden Handelnwollen, von einem Tatendrang ohnegleichen geschüttelt, während gleichzeitig in seiner Seele die Wirrnis des Unübersehbaren wuchs und wuchs. Er fühlte deutlich, daß sein abgespannter und überanstrengter Geist die Fähigkeit nicht mehr hatte, seine Erlebnisse zu bewältigen, und daß ihm als Rettung nichts anderes übrigblieb, als zu erliegen, zu versagen, ganz, ganz schwach zu werden.

Aber dagegen bäumte sich ein riesiges Zeitgefühl in dem jungen Menschen immer wieder empor. Er fühlte fast körperlich den in Ost und West vor unseren Fronten wogenden Kampf, fühlte all sein Denken fortwährend hineingerissen; wie die Blutteilchen, die zur erkrankten Stelle des Körpers drängen, faßte ihn ein Zug und Zauberwind, der ihn wieder mitten hinein in das Gewoge zog. Er wußte, daß er diesem Zug und Zwang nicht folgen konnte. Aber was er dabei litt, das war nicht allein der unbefriedigte Drang des Nichtkämpfenkönnens; das war das Nichtmehrerfassenkönnen des ungeheuren Geschehens, sobald er nicht selbst ein winziger handelnder Teil darin war; das war das Ringen um eine Vorstellung dessen, was geschah, dazu das Erliegen vor dem Übermenschlichen, das ihm Schrecknis wurde, seit es fern von ihm für sich selber weitertobte.

Da kam eine gütige Ablenkung, welche die Natur seinen Gedankenqualen brachte, der sehnsüchtige Wunsch nach dem Eisernen Kreuz in ihm auf. Er war, während der Körper des Kranken immer kränker und schwächer wurde, ein wenig Genesung für die zerrüttete Seele, die sich aus dem Unerfaßbaren, Erdrückenden, Ungeheuren, in dessen wildes Chaos sie gestürzt war, wieder auf das kleine Eigen-Ich besann, auf die Persönlichkeit, den winzigen Umkreis, den allein der Mensch

auszutasten und zu überschauen vermag. Der Kranke bat, daß man ihm Tagesberichte und Zeitungsnachrichten nicht mehr vorlesen möchte, weil sie ihn zu sehr aufregten. Aber dieser äußere, von ihm selbst geglaubte Grund war nicht der wahre; seine Natur drängte dazu, daß er nur noch sein kleines Eigenleben weiterführen sollte, nicht mehr das allgemeine, zu dem nicht einmal mehr die Kraft seines Denkens ausreichte. Ihm wurde auch nicht deutlich bewußt, daß er das nur können würde, wenn er durch etwas Greifbares, durch ein sichtbares Zeichen, durch eine immer wieder im Anblick des Zeichens zu wiederholende ganz persönliche Freude das große Geschehen so auf sich ablenkte, daß er es über sich vergaß.

Er hatte seine Pflicht ohne jeden Gedanken an eine äußere Anerkennung getan. Als er das Leben, das er einsetzte, noch voll fühlte, war sie ihm gleichgültig. Jetzt, wo seine Seele sich in ihrer dunkelsten Tiefe wohl eingestehen mochte, daß er an seiner Wunde sterben würde, war ihm das äußere Ehrenzeichen plötzlich wichtiger als alles andere. Solche Gegensätze sind manchmal im Menschen.

Er war in trauriger, müder Stimmung, als er den Arzt wiedersah, und sprach davon, daß er sterben würde, was der Arzt ihm auszureden suchte. Er schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf und sagte: „Sehen Sie, lieber Herr Doktor, ich habe diese Überzeugung ja nicht aus meinem körperlichen Zustande, sondern aus meinem seelischen gewonnen. Das ist ein viel schlimmeres Symptom. Alle Grundlagen meines geistigen Daseins sind wie in einem Erdbeben erschüttert und zerbrochen. Ich habe sie trotz alles Denkens mir im Frieden vielleicht nie ganz klargemacht. Jetzt, wo der Boden in Spalten und Rissen klafft und wo in

schrägen Trümmerflächen aufragt, was einst ebener Grund war, über den ich schritt, auf dem ich baute, jetzt fühle ich einfach keine sichere Lebensmöglichkeit mehr in mir. Eins könnte sie mir vielleicht wiedergeben, so merkwürdig es klingen mag." Er lächelte: „Sie raten es nicht! Was ich Ihnen gestern sagte: das Eiserne Kreuz."

„Sie sind schon dazu eingegeben. Freuen Sie sich darauf! Vielleicht gibt Ihnen schon die Vorfreude auf das sicher Kommende neue Lebenskraft!"

„Vielleicht!" sagte der Kranke wieder lächelnd.

Aber weder die Vorfreude noch das Eiserne Kreuz selbst hat ihm die Lebenskraft wiedergegeben. Sein Zustand verschlimmerte sich rasch bis zum letzten.

Da kam für den Arzt eine Stunde schwerer Entscheidung. Der Kranke hatte wieder, ganz matt und tonlos jetzt, gefragt: „Ist es noch nicht da?" Und der Arzt wußte, daß es sich nur noch um Stunden handelte, bis dieses Leben versiegte, bis dieser Geist in traumhafte Bilder, die langsam, eins nach dem anderen, verlöschen würden, zerfiel. Und es war nicht daran zu denken, daß bis dahin der sehnsüchtigste Wunsch des Kranken erfüllt sein konnte.

Der Arzt saß für sich allein in seinem kleinen Lazarettzimmer und sann. Er dachte an seinen Sohn, der als Leutnant im Felde stand, an den er immer dachte, wenn er die Verwundeten behandelte. Er machte sich ganz klar, wie alle Seligkeit des sterbenden Studenten an der Erfüllung seines Wunsches hing; und er fühlte plötzlich die seltsame Macht, diese Erfüllung herbeiführen zu können...

Er erschrak fast über den Gedanken, der ihm aufgestiegen war. Dieser Gedanke enthielt etwas gegen das Gesetz, gegen die Ordnung, die auch dort, wo sie

hart war, die Größe seines Volkes, seines Staates geschaffen hatte. Auch stieg eine innere Abwehr in ihm auf gegen eine Täuschung des Sterbenden, und mochte die Lüge noch so freundlich sein. Dann schien es ihm wieder so gut, so richtig, das Sterben eines Menschen mit einer Freude zu lindern. Entschlußlos sah er vor sich hin, ließ schließlich die Schwester rufen, und nach kurzem Zwiegespräch holte sie einen Leichtverwundeten, der das Eiserne Kreuz hatte. —

Eine Weile wurde leise hinter verschlossener Tür gesprochen. Dann ging der Arzt kopfschüttelnd mit der Schwester in das Zimmer, in dem der Kranke kaum mehr sichtbar atmend bewußtlos dalag.

„Wir werden es vielleicht nicht einmal mehr übergeben können und vor unserer Übertretung bewahrt bleiben!"

Aber der Kranke kam noch einmal zu sich. Er richtete sich mit großgeöffneten Augen auf und fragte: „Wo bin ich?" Gleich darauf, den Arzt starr ansehend, rief er plötzlich: „Ich fürchte mich, ich sterbe!" Angst und Zittern überflogen ihn, er umkrampfte die Hand des Arztes.

Da fand der Arzt, plötzlich ruhig und klar in sich, die Rechtfertigung für seinen schwer gefaßten und vor einem Augenblick noch bekämpften Entschluß. Wenn er jetzt den Kranken täuschte und ihm das Eiserne Kreuz gab, so tat er es nicht mehr als die Erfüllung eines sehnsüchtigen Wunsches, als eine letzte Freude für einen Tapferen; es war die Erfüllung einer ärztlichen Pflicht geworden: die Gedanken eines Sterbenden vom Tode hinwegzulenken und ihm das Unerbittliche zu verhüllen.

Er sah die Schwester einen Augenblick an. Dann nahm er das Kreuz aus der Tasche und sagte: „Hier,

lieber Freund! Wir wollten es Ihnen eigentlich nicht mehr geben, weil Sie so fest und gut schliefen, aber da Sie doch wach geworden sind ..."

Das Auge des Sterbenden leuchtete auf. Der Angstausdruck und das Zittern verschwanden aus seinem Gesicht. Die lange Beschäftigung mit dem Gedanken drängte in dem Moment des Wirklichwerdens alles andere zurück. Er griff freudig nach dem Kreuz. Er hatte den Tod vergessen, der als eine zunehmende Nacht aus der Tiefe seines Leibes und seiner Seele aufstieg und schon von innen heraus seinen Blick zu verdunkeln anfing. Noch ehe er das kleine, silberumrandete Stück Eisen berührt hatte, sank er wieder in Bewußtlosigkeit.

Es wäre nicht nötig gewesen, daß der Arzt der Schwester anbefahl, das Kreuz die Nacht über auf der Bettdecke liegen zu lassen. Denn ohne daß er nochmals zu sich kam, hatte sein Herz eine Stunde später zu schlagen aufgehört. —

Nachwort

Von Hanns Martin Elster

Der Weg dieses Dichters ist ein typisches Beispiel für die geistige Schwerfälligkeit unserer Zeit. Man schematisierte das Schaffen dieses am 15. Juli 1874 zu Berlin als Sohn des Bismarckschen Finanzministers, der seit 1890 in Seeheim bei Konstanz seiner Pension sich erfreute, geborenen Lyrikers, Dramatikers, Epikers nach seinen theoretischen Arbeiten und reihte es in den schlagwortartig um die Jahrhundertwende auftauchenden Neuklassizismus ein, ohne den Eigenwuchs und die Freiheit von jedem Epigonentum zu beachten. Die Literaturwissenschaft und Philologie trugen dies Schlagwort vom Neuklassizisten Wilhelm von Scholz bis in unsere Tage, fast drei Jahrzehnte weiter, obwohl die urdeutsche mystisch-religiöse Wesenheit des Dichters längst überall erkannt und anerkannt wurde.

Scholz wurzelt ganz im Grunde seiner Natur, in der eine übermächtige Gefühlsfülle, Seelenkraft mit einer ebenso leidenschaftlichen Geistigkeit, Verstandesschärfe ringt. Das Schwanken zwischen Universität und Soldatentum, Wissenschaftstrieb und Abenteurerphantasie, Landschaftsliebe bestätigte die innere Spannung beim Jüngling ebenso wie die Neigung des Kulturmenschen aus alter schlesischer Bürgersfamilie zur Aufnahme und Verarbeitung des höchsten deutschen Geistesgutes mit der Mystik des Mittelalters, mit Novalis, Hölderlin, Hebbel und der Drang zu schöpferischer Äußerung. Die Lehrjahre führten zum immer stärkeren Sichversenken in die eigene Innenwelt. Lyrik war das erste Ergebnis der Gefühlserlebnisse, Dramen zeigten die lebenskämpferische Auseinandersetzung mit der Umwelt, der Wirklichkeit, Novellistik brachte die verklärende Beruhigung und tiefere Schau der Visionen und Probleme, Forschungs- und Formulierungsarbeit erhob die ästhetische Theorie zum Teil der Weltanschauung in geschliffener Verstandesdistanz. In all diesem geruhsamen, über zwei Jahrzehnte hingedehnten Schaffen entwickelte Scholz seinen Willen zur Ausdeutung des

Lebens, zur letzten Erlebniserfassung des Menschentums und Daseinskernes, des Ewigen, Göttlichen im Alltag, zur Umarmung des allgemeingültigen Schöpfungsschoßes. Ein religiöser Trieb voll hingebender, reinigender, klärender Inbrunst lag und liegt diesem Ringen um Erkenntnis und Gestalten der Erkenntnis zugrunde: ein Sehertum voll Sehnsucht und Gnade, ein Priestertum, das die Einheit mit Gott besitzt, ein Schöpfertum, das nicht ruht, bis es gestaltet hat, was ihm innerlich zu eigen lebt.

In der Lyrik offenbarte Scholz sein Wesen zuerst am reinsten und reifsten. Sein Gefühl erhob sich in den Raum und in die Zeit bis ins Raum- und Zeitlose. Die Bodenseelandschaft ward ein Verweben von Erde, Wasser, Himmel, Wolken, Winden, Licht und Bergen zum Symbol des Raumes an sich und der seelischen Raumbefreiung. Die Nacht und die Dämmerung ward ihm zur Grenze der Zeit und zur Zeitüberwindung. Das Wirklich-Unwirkliche, Sinnlich-Übersinnliche ward Wort, Ton, Rhythmus, Melodie. Der Kosmos ward Vers, die Unendlichkeit Gedicht, die Sphärenmusik Harmonie. Scholz gehört mit seinen „Gedichten", die er 1924 sammelte, mit dem Band „Das Jahr" (1927) zu den großen deutschen Lyrikern. Das Metaphysische ward hier lyrisches Leben in der Schau des Physischen.

Das Metaphysische bestimmte auch die Dramen von Anfang an, war in „Mein Fürst" (1896), „Der Besiegte" (1898), „Der Gast" (1900) nach Vergänglichkeit von Ich und Welt, Zeit und Mensch Thema. Das Studium Hebbels, in den „Gedanken zum Drama" (1904 und 1916) und in vielen Essais mit schöpferischer Intuition niedergelegt, führte zur erfolgreichen dramatischen Form. Zum erstenmal im „Juden von Konstanz" (1905). Aus der Versenkung in die Mystik und die Welt des Mittelalters brachte dies Werk das Erlebnis des deutschen Domes und der Pestnot durch das Problem des getauften Juden zu symbolisch starker Wirkung. Das nächste Drama „Meroe" (1906) bewältigte die Tragödie der zwischen Vater und Sohn, also zwei Generationen, stehenden Mutter wie das Problem von Herrentum und Priestertum, Macht, Recht und Gnade stoffreich und bühnenwirksam. Nun war der Grund zum Humor gefunden: in der Komödie der „Vertauschten Seelen" (1910), und

nun war der Weg frei zur Offenbarung der letzten Religiosität: in dem Mirakelspiel „Das Herzwunder" (1918), das sicher zu den schönsten christlichen Dichtungen unserer Zeit gehört. Die Welt des Schicksals und Zufalls ward nun erschaut: im „Wettlauf mit dem Schatten" (1921) und in „Der gläsernen Frau" (1924) aus der Tiefe gesehen, so daß man von Okkultismus sprach, obwohl es sich nur um die Schau des um die Gesetze des Seins Wissenden handelt. Scholz war durchgedrungen durch seine mystische Gottinnigkeit zum „Schauen" im Sinne der großen Mystiker und Wahrheitsbesitzenden aller Zeiten: er schaute die Wirklichkeit hinter den Dingen als ein Weiser und ein Naiver, als Gottes Kind.

Seine Epik hatte diese beseligende Weisheit seiner Innerlichkeit zuerst offenbart. In den jetzt als großer Band gesammelten „Erzählungen", die er früher in zwei Gruppen „Die Unwirklichen" und „Zwischenreich" (1915 und 1916) herausgegeben hatte und in dem einzigartigen Roman der Schwestern Breitenschnitt „Perpetua" (1926), dem sicher bedeutendsten Prosaepos unserer Zeit, das im Bilde der schicksalhaften Vertauschung einer Heiligen in eine Sünderin, einer Sünderin in eine Heilige den ewigen göttlichen Urgrund alles Menschtums und aller Liebe mit ergreifend hoher Sprachschönheit und Deutschheit offenbart. Mit diesem epischen Werk, dem man noch die herrlichen „Wanderungen" quer durch deutsche Landschaften, die erlebniserfüllten Studien über „die deutschen Mystiker" zuzählen muß, erstieg Wilhelm von Scholz eine Höhe der dichterischen Meisterschaft, der auch die andern zeitgenössischen Dichter zustimmten, indem sie Scholz zum ersten Präsidenten der preußischen Dichterakademie wählten. Über alle Ehren hinaus erfuhren wir Gleichlebenden aber die Gewißheit im Werke Scholzens, daß das ewige deutsche Wesen immer neu seine strahlende Vollendung durch die Kraft eines Dichters findet. Kunst und Religion sind hier wieder eins.

Die fünf Novellen in dem vorliegenden Bändchen sind dem Band „Erzählungen" der „Gesammelten Werke" (Horen-Verlag, Berlin-Grunewald) entnommen.

WILHELM VON SCHOLZ

DAS UNTERHALTSAME TAGEBUCH

Kartoniert M. 6.50 / In Ganzleinen M. 7.80 / In Halbleder M. 12.—

Hamburger Fremdenblatt: Ein Mensch, der zu vollkommener Harmonie gelangte, spricht von hoher Warte als Repräsentant der Kultur über das menschliche Sein und den Sinn dieses Seins. Dem Gehalt konform ist die herrliche Sprache, die Stimmung und Mitschwingen herzaubert. Auch in der Form ist Ruhe und Abgeklärtheit eines Reifgewordenen.

PERPETUA

Der Roman der Schwestern Breitenschnitt

15. Tausend / Preis geheftet M. 5.50 / In Ganzleinen M. 8.50 / In Halbleder M 12.— / Ausgabe auf Zerkalbütten in Ganzleder M. 30.—

Neue Mannheimer Zeitung Ein überragendes, außerordentliches Werk, eine der aufregendsten, tiefsinnigsten Schöpfungen des Schrifttums der letzten Jahrzehnte, ein ganz großer Wurf.

GEDICHTE

In Ganzleinen M. 8.— / In Halbleder M. 12.—

ERZÄHLUNGEN

In Ganzleinen M. 8.— / In Halbleder M. 12.—

WANDERUNGEN

In Ganzleinen M. 8.— / In Halbleder M. 12.—

DAS WILHELM VON SCHOLZ-BUCH

Eine Auswahl aus den Werken des Dichters

In Halbleinen gebunden M. 4.—

HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD

Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger
Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer
Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht
Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer
Band 5
Peter Dörfler / Marienseele
Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche
Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle
Band 8
Hans Grimm / Aus John Nukwas Lehrjahren
Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter
Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt
Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.70 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.63 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.60 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.56 „	1.20 „

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Denkmäler

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung werden jeweils zu besonderen Gedenktagen ausgegeben.

Heinrich von Kleist

zum 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927

*

Albrecht Dürers „Kleine Passion"

zum 400. Todestag am 6. April 1928

*

Friedrich Ludwig Jahn

zum 150. Geburtstag am 11. August 1928

*

Franz Schubert

zum 100. Todestag am 19. November 1928

*

Gotthold Ephraim Lessing

zum 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

*

Kartoniert und fein in Leinen gebunden

Ausstattung von Prof. Emil Preetorius, München

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.60 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.53 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.51 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.48 „	1.20 „

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Hff.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844804